

JOSÉ MARTÍ



ZUM 100. TODESTAG

Freundschaftsgesellschaft BRD-Kuba

**Herausgeber im Auftrag des Bundesvorstands:
Gruppe Aachen der Freundschaftsgesellschaft BRD-Kuba e.V.**

Autoren:

**Eva Hacker
Clemens Messerschmidt
Oliver Sack
Uli Weinzierl**

2. überarbeitete Auflage

**Druck: ZYPRESSE, Aachen
Röhrig-Verlag, Aachen**

ISBN 3-929826-02-08

Zur zweiten Auflage dieses Buches

Der rasche Verkauf der ersten Auflage machte eine Neuauflage, früher als erwartet, erforderlich.

Den überwiegend positiven Reaktionen wie auch den kritischen Anmerkungen versuchten wir gerecht zu werden. Dies betraf sowohl das Lay-out, Korrekturen, als auch geringfügige Ergänzungen und Änderungen zum Text selbst. Das vorliegende Buch ist also eine neue durchgesehene, jedoch keine grundlegend überarbeitete Neuauflage.

Obwohl wir überzeugt sind, daß José Martí und sein Werk über den Tag hinaus Aktualität behalten werden, waren wir bestrebt diese zweite Auflage zum 10. Oktober 1995 fertigzustellen, zum Jahrestag des Beginns des „Zehnjährigen Krieges“ (1868), der auch als Beginn der ersten Phase der nunmehr über 127-jährigen Geschichte der kubanischen Revolution gilt. Der diesjährige 10. Oktober soll laut Beschluß des „Weltkongresses der Solidarität mit Kuba“ (1994), als weltweiter Aktionstag und damit Höhepunkt des Jahres der Solidarität mit Kuba begangen werden. Wir würden uns freuen, wenn unser Buch als ein Beitrag zu diesem Ereignis gewertet werden würde. Insbesondere hoffen wir, daß diese Schrift praktischen Nutzen bringt, daß die Ansätze zur Verbreitung des Martí'schen Werkes – Veranstaltungen, Referate, Lesungen etc. - fortgeführt und ausgebaut werden, daß durch die Kenntnis um ihre Geschichte die kubanische Revolution neue MitstreiterInnen im deutschsprachigen Raum gewinnt.

Mit großer Freude können wir erwähnen, daß bereits um die Möglichkeit einer Übersetzung ins Niederländische nachgefragt wurde.

Für Stellungnahmen, Besprechungen und Anregungen zu unserem Buch wären wir weiterhin dankbar. Zitieren und Nachdruck einzelner Passagen begrüßen wir ausdrücklich – bei geeigneter Quellenangabe und freundlicher Benachrichtigung.

Aachen im September 1995

10. Oktober

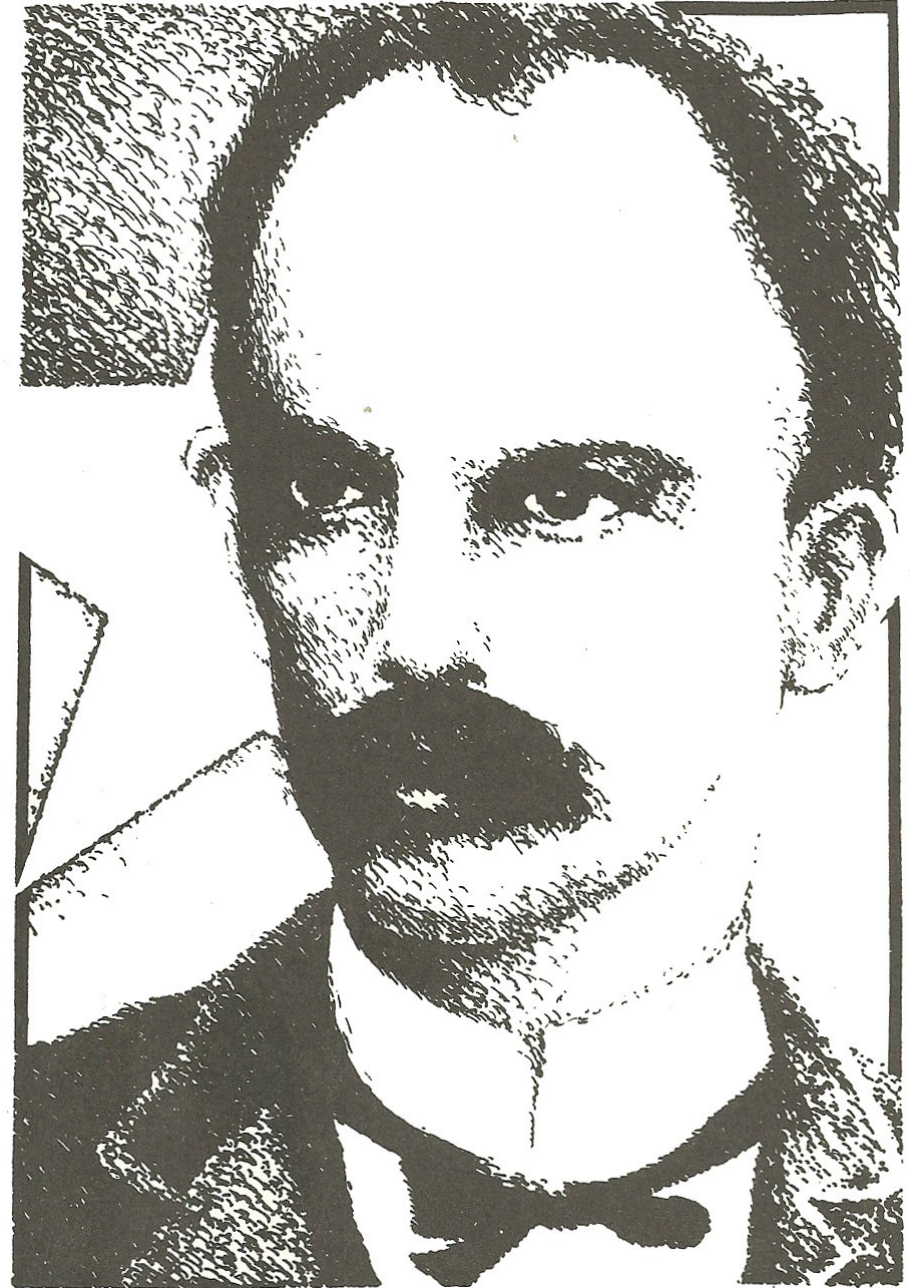
Ein Traum erfüllt sich, es ist wahr,
das Volk der Insel läßt den Kriegsruf klingen.
Das Volk, das keine Knechtschaft konnte zwingen,
das Qualen litt dreihundert Jahr.

Vom Cauto bis zu Escambray dröhnt streitbar
Kanonendonner, und im kriegerischen Ringen
legt man den fremden Peiniger in Schlingen,
furchtzitternd klagt und stöhnt der Feinde Schar.

Kampfgeist und heldenhafter Mut
macht aus den Feldern Gräber, und Feigheit
zollt der Kriegerwürde den Tribut.

Mit uns ist Gott, die Zeit, sie ist nicht weit,
da Kuba aus dem Meer von Blut
sein Haupt erhebt, stolz und befreit.

José Martí, 1968



**„1995 als Internationales José-Martí-Jahr
und Jahr des Kampfes gegen die Blockade zu
erklären“**

**(aus: Grundvereinbarung des ersten Weltkongresses
der Solidarität mit Kuba – Nov. 1994)**

Havanna, 21. - 25. November 1994

3.039 Delegierte des Weltkongresses der Solidarität mit Kuba aus 108 Ländern und fünf Kontinenten beschließen anlässlich des 100. Todestages José Martí's am 19. Mai, das Jahr 1995 zum Internationalen Gedenkjahr für José Martí und gegen die Blockade Kubas auszurufen.

Sicher, der Name José Martí konnte niemanden, der einmal in seinem Leben auf Kuba war, entgangen sein – finden sich doch in jeder Stadt, in jedem Dorf Schulen, Denkmäler, Straßen und Plätze, die seinen Namen tragen.

José Martí – der Nationalheld Kubas, der Vorkämpfer für die Unabhängigkeit Kubas nicht nur von Spanien, sondern, weit vorausblickend, gegen jede neue Form der Abhängigkeit – er ist in unserem Land vielen unbekannt. Bekannt je-doch ist sein Gedicht „Guantanamera“.

Was für ein Gegensatz zu Lateinamerika, wo José Martí jedem Schulkind ein Begriff ist und José Martí die Verkörperung des selbstbewußten, des anderen Amerika, „Unseres Amerika's“ - wie er es nannte . darstellt.

Derzeit ist im bundesrepublikanischen Buchhandel kein einziges Werk von José Martí erhältlich, und die Bücher über ihn lassen sich an den Fingern einer Hand abzählen.

Anders im Osten Deutschlands. Wenngleich auch hier im Buchhandel kein Werk erhältlich ist, so gab es doch mehrere Publikationen der letzten 35 Jahre – teilweise in hohen Auflagen damals gedruckt und günstig angeboten – so daß es leicht war, José Martí kennenzulernen.

Durch die Hilfe aus der Botschaft der Republik Kuba, Freunde aus dem Osten und vielen Tips von Freunden Kubas, die uns längst vergriffene Publikationen wenigstens in Fotokopie zur Verfügung gestellt haben, wurden diese kleine Broschüre überhaupt nur erstellbar.

Die revolutionäre Bedeutung José Martí's hat die bundesrepublikanische Öffentlichkeit bislang kaum gestreift. Dies anzufangen zu ändern und in Umsetzung des 1. Beschlusses des 1. Weltkongresses der Solidarität mit Kuba, legen wir diese Broschüre vor.

INHALT

José Martí - Sein Leben	3
-------------------------	---

José Martí - Politiker in Versen und Dichter als Handlungen	27
José Martí - Vordenker des freien Amerika	29
José Martí – Dichter des Volkes	34
Einführung ins lyrische Werk	35

DOKUMENTE UND ANMERKUNGEN

Yo soy un hombre sincero (Guantanamera)	38
Ich bin ein Mensch, einfach und wahr (Guantanamera)	39
El rayo surca sangriento	42
Ein blutroter Blitzstrahl zerreißt die schwarze Gewitterwand	43
Dos patrias	44
Zwei Vaterländer	45
Pollice Verso (Memoria de presidio)	46
Pollice Verso (Erinnerung an das Gefängnis)	47
Banquete de Tiranos	50
Festmahl der Tyrannen	51
Anmerkungen zu den Gedichten	54
Der Dichter Walt Whitman (Auszüge)	58
Anmerkungen zum Porträt von Walt Whitman	64
Die indianischen Ruinen	65
Der Sozialkrieg in Chikago (Auszüge)	73
Verteidigung Kubas (Auszüge)	83
Mit allen für alle (Auszüge)	87
Manifest von Montecristi (Auszüge)	93

José Martí – Idol, Revolutionär, Heinrich Heine Lateinamerikas	101
Hoffnung der Völker und Lehrmeister heute	
José Martí's Achtung und Ansehen in Lateinamerika und seine Un- bekanntheit in den Metropolen der westlichen Welt	102
José Martí's – Revolutionär des Bürgertums und der allgemeinen Freiheit?	108
José Martí's nutzen für uns heute	111

ANHANG

Biographische Daten im Überblick	115
Bücher und Artikel über José Martí	121
Nachbemerkung zu den Dokumenten	122

José Martí – Sein Leben

Zu Lebzeiten José Martí stand Kuba unter spanischer Kolonialherrschaft. Von Spanien 400 Jahre zuvor als erste Insel des amerikanischen Kontinents erobert, war sie zusammen mit Puerto Rico zugleich die letzte, Spanien verbliebene Kolonie.

Während zu Beginn des letzten Jahrhunderts die meisten lateinamerika-nischen¹ Länder durch Befreiungskriege ihre formale Unabhängigkeit erlangt hatten, blieb Kuba im Befreiungskampf scheinbar zurück. Dies ist jedoch nicht auf den mangelnden Freiheitswillen der Kubaner zurückzuführen, denn seit dem ersten Zusammentreffen mit Kolumbus im Jahre 1492 verzeichnet die Geschichte Kubas zahllose Erhebungen, Sklavenaufstände, Rebellionen und Befreiungskriege.

Es ist leicht begreiflich, daß gerade vor dem Hintergrund der Befreiungsbewegungen in anderen Ländern Spaniens seine Herrschaft über Kuba ausbaute und vertiefte, war die Insel doch damals für Spanien wichtigster Militärstützpunkt in der westlichen Hemisphäre, letztes verbliebenes Kaffeeanbauland und zunehmend auch jene Zuckerrohrinsel, als die sie die USA in unserem Jahrhundert betrachten sollten. Tatsächlich war Kuba, ebenso wie Mexiko und andere Länder, schon in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Gegenstand der Konkurrenz zwischen Spanien und den USA.

Erst 1880/86 wurde in Kuba die Sklaverei endgültig abgeschafft. Entlang der Frage der Sklaverei spaltete sich die damalige Oberschicht des Landes, die kreolischen² Plantagenbesitzer, in zwei Lager. Auf der einen Seite standen die sogenannten Annexionisten, die einen Anschluß Kubas an die USA propagierten, auf der anderen Seite die sogenannten Reformisten, welche für eine Linderung der despotischen Herrschaftsform unter Beibehaltung der spanischen Präsenz eintraten³. Beide Lager können auch mit dem Namen ihrer Exponenten identifiziert werden: General Narciso López auf der einen und Carlos Manuel Céspedes auf der anderen Seite.

Abschließend noch ein Blick auf die damalige Bevölkerungszusammensetzung: 1862 zählte Kuba 1,4 Millionen Einwohner: 370.000 Sklaven (26%), rund

¹ Die Bezeichnung ist umstritten. Die Länder südlich der USA können geographisch als Südamerika, Mittelamerika und die Karibik zusammengefaßt werden. Die Bezeichnung Hispanoamerika übersieht das bevölkerungsstärkste Land Brasilien, welches portugiesisch spricht. Aber auch der Begriff Lateinamerika, so wird oft angewendet, trifft für die Karibik nicht genau zu. Der Kürze halber wird hier dieser Begriff verwendet.

² Kreole: Nachkomme weißer romanischer Einwanderer in Südamerika

³ „Man kann sagen, daß die Sklaverei das Hauptproblem war, das das Lager der reichen Kreolen tief spaltete: In die progressiven Elemente, die ihre Abschaffung forderten, und in diejenigen, die die Institution der Sklaverei beibehalten wollten. Die letztgenannten unterstützten zuerst den Annexionismus, dann den Reformismus, nur nicht den Gedanken der Unabhängigkeit, den Gedanken die eigenen Rechte mit der Waffe in der Hand zu erringen.“ (F. Castro, 11.10.1968, Granma)

200.000 freigelassene Schwarze und Mulatten⁴ (14%), etwa 15.000 Chinesen (0,01%), 100.000 Spanier (7%), der Rest Kreolen (52%). Kuba bestand also zu 40% aus den Nachfahren afrikanischer Sklaven. Die indigenen Ureinwohner Kubas waren vom 'zivilisierten' Europa ausgerottet worden.

Kindheit und Jugend in Kuba (1853-71)

José Martí y Pérez wurde am 28. Januar 1853 in Havanna geboren. Er wuchs in bescheidenen Verhältnissen auf: Von seinen sieben jüngeren Schwestern starben fünf schon früh. Seine Eltern waren spanische Einwanderer der ersten Generation, die die Not aus ihrem Land nach Kuba getrieben und die sich dort kennengelernt und geheiratet hatten. Der Vater, Mariano Martí, lebte von verschiedensten Tätigkeiten, zunächst als Truppenseiler und Schneider, später als Artilleriesergant und schließlich als Angestellter in der Zivilverwaltung. Er stammte aus Valencia, die Mutter, Leonore Martí, von den Kanarischen Inseln.

José Martí schrieb später: „Sie machten einen Menschen aus mir und legten mir die Sprache zwischen die Lippen, und zwischen den Haarschopf und die Augen ein Fünkchen Licht.“

Ich kam zur Welt, als in meiner Heimat immer noch Blut vom Schaugerüst rann, auf dem der General Narciso López⁵ hingerichtet worden war. Und was war mein Vaterland, als ich geboren wurde (...) Eine welke Rose war meine Heimat, eine Rose, bedeckt mit Schlechtigkeiten und von Tränen überschwemmt (...) Kuba war ein verschwenderisches Land, wo sich die spanischen Angestellten durch reinen Raub bereicherten und ihr schwammiges Gesicht vor dem rechtschaffenen Kreolen spazieren führten, der sein Elend auf der Straße erkennen ließ wie ein totenbleiches, kraftloses Schattenwesen. Ich kam zur Welt, als Kuba ein Marionettentheater trauriger Hampelmänner war, wo alles Scherz, Eilfertigkeit, Eitelkeit, Schalheit, Kommentar, Schatten, Nachklang war; als Kuba ein vom Wasser umgebenes Zuchthaus war ...“

Bereits als siebenjähriges Kind fiel Pepito, wie José Martí zu Hause genannt wurde, als überaus guter Schüler auf. Wegen seiner niedrigen sozialen Herkunft wurde er von den Mitschülern gehänselt. Das ist mein begabtester Schüler, sagte

4 Als Mulatten bezeichnet man Nachfahren aus Mischehen zwischen Schwarzen und Weißen

5 General López (1797-1851) war eine widersprüchliche Gestalt, Separatistenführer gegen Spanien und Verfechter der Annexion durch die USA in einem. Er scheiterte und wurde 1851 hingerichtet.

hingegen sein Lehrer, der Priester an der Gemeindeschule im Stadtteil Santa Clara (Havanna).

Nach kurzem Schulbesuch am Colegio „San Anacieto“ wollte der Vater, daß ihn Pepito zu seinem Posten als Zivilverwalter in Caimito – Distrikt der Schweinebucht – begleitet.

Die Mutter war für, der Vater gegen höhere Schulbildung: „Man soll sich nicht leeren Träumen hingeben. Der Junge kann lesen, schreiben und rechnen, und das reicht. Mag er noch etwas älter werden, und dann kann er in irgendein Geschäft als Verkäufer gehen. Dort wird er sein Brot verdienen und auch seinen Eltern von Nutzen sein. All diese ausgeklügelten Wissenschaften sind nichts für uns einfache Leute. Außerdem brauche ich Pepe in Caimito: Er muß die Meldungen an die Vorgesetzten, die Protokolle und andere wichtige behördliche Papiere schreiben. Ohne ihn komme ich mir vor wie ohne Hände.“

Ein zweites Mal ging José mit seinem Vater nach Caimito, bis zu dessen erneuter Entlassung.

Sein späterer Lehrer Rafael María de Mendive (1821-1866), ein Verwandter des Taufpaten Pepitos, setzte sich schließlich erfolgreich dafür ein, daß José 1865 die Oberschule (Höhere Städtische Knabenschule für begabte Kinder aus armen Familien) besuchen durfte. Die Aufnahme am 19. März 1865 war ein Meilenstein im Leben José Martí, denn: Mendive, nicht nur Leiter der Privatschule Colegio „San Pablo“, sondern auch Dichter und aktiver Gegner der spanischen Herrschaft in Kuba, übte auf seinen Lieblingsschüler einen wichtigen Einfluß aus, der ihn für sein ganzes Leben prägen sollte.

„Ihnen, nur Ihnen allein verdanke ich, was ich an Gutem und Liebenswertem besitze“, schrieb Martí 1871 an seinen Mentor. Mendive führte den jungen Oberschüler an die Literatur heran, ein Gebiet, dem Martí bis zu seinem Lebensende treu bleiben sollte. Mit dreizehn versuchte sich Martí bereits an Übersetzungen von Gedichten Byron's und des Hamlet. Es ist bekannt, daß José Martí bei seinen Mitschülern in der Abiturientenklasse zunächst auf Ablehnung stieß, da er aus einem Hause „aktiver Spanier“ stammte. Schon bald wurde er jedoch als überzeugter Kreole akzeptiert.

Sein bester Freund war zu dieser Zeit Fermin Valdés Dominguez, ein Mitschüler in Colegio. Die Unterdrückung, die auf Kuba herrschte, das Elend der schwarzen Sklaven auf dem Großgrundbesitz, die politische Verfolgung, das Regime Spaniens waren für die beiden eine Entdeckung:

„An seiner Seite hörte ich in den blauen Nächten den Sklaven am Stamme der Plantane und zu Füßen der Rosensträucher schluchzen, den Hammerschlag des Zimmermanns auf den Schafotten der Richtstätte tönen; ich fühlte, das spanische Rohr in der Hand, die Lanze des Quichote, das Herz vom Schmerz des Faust zernagt; ich lief mit ausgebreiteten Armen dem unerbittlichen Mond nach (...) Was waren das für Stunden, die wir gemeinsam verbrachten, Pläne für die Zukunft schmiedend, Stunden in denen wir vor Lachen oder Beteuerungen zersprangen und es mir schien, ich sei fähig, mit dem Mut meiner Brust eine Festung niederzurennen!“

„Mit Mendive und mit Fermin Valdés Domínguez sprach ich, auf weiten Gängen durch das Haus und unter dem Sternenlicht, dann und wann auf die Geräusche der fallenden Blätter hörend, über die sich anbahnende Revolution und die Notwendigkeit, an ihrer Ausbreitung und ihrem Sieg mitzuwirken.“

Die zweite Hälfte des 19. Jh. auf Kuba war gekennzeichnet von einer Reihe von kleineren Aufständen, Verschwörungen, ersten Streiks der Arbeiter in den Tabakwerkstätten und Unabhängigkeitsbewegungen. Aber erst am 10. Oktober 1868 begann in Kuba ein regelrechter Befreiungskrieg, der sogenannte „Zehnjährige Krieg“, gegen die spanische Kolonialmacht durch den Ausbruch der Kämpfe in der Nähe von Yara unter der Führung von Carlos Manuel de Céspedes. Céspedes war Rechtsanwalt und zunächst selbst Plantagenbesitzer. Er ließ seine Sklaven jedoch frei. Zusammen mit seinen Familienangehörigen stellten sie die ersten 37 Mann der „Befreiungsarmee“, die sich rasch über große Teile des Landes ausbreitete⁶. Die „Republik in Waffen“ wurde ausgerufen. Am 10. April 1869 erließ die konstituierende Versammlung von Guáimaro die erste bürgerlich-demokratische Verfassung Kubas. Hauptsäule der „Republik der Waffen“ war die Befreiungsarmee.

1868, unter dem Eindruck der Erhebung von Yara verfaßte Martí sein erstes Sonett „I 10 de Octubre“ (Der 10. Oktober); handgeschrieben erschien es in der Untergrundzeitung „Siboney“ am Colegio „San Pablo“:

„Ein Traum erfüllt sich, es ist wahr,
das Volk der Insel läßt den Kriegsruf klingen.
Das Volk, das keine Knechtschaft konnte zwingen,
das Qualen litt dreihundert Jahr (...)“

Martí machte schon mit seiner ersten Veröffentlichung klar, wo er fortan zu stehen gedachte – in der alten kubanischen Tradition des Befreiungskampfes gegen die Kolonialherrschaft.

Im Januar 1869 veröffentlichte Martí seine ersten gedruckten Texte in zwei Zeitschriften, die nur mit einer Ausgabe erschienen: ein satirischer politischer Artikel in „El Diablo Cojuelo“ (Der hinkende Teufel) am 18. Januar und das dramatische Gedicht „Abdala“, am 23. Januar, in der von ihm selbst geleiteten Zeitschrift „La Patria Libre“ (Das freie Vaterland), Das Kurzdrama handelt von den Leiden des nubischen Sklaven Abdala und seinem Kampf gegen die römischen

⁶ Aufgrund dieser Haltung der Sklaverei gegenüber, sowie der Bereitschaft zum offenen Kampf gegen die spanischen Kolonialherren wagen, wird Céspedes heute in Kuba als wichtiger Revolutionär geschätzt.

Unterdrücker. Wie viele seiner späteren Werke entbehrt „Abdala“ „nicht gewisser autobiographischer Züge.“

Gegen die junge Republik zogen spanische Truppen und reaktionäre freiwillige Milizen, die sogenannten „Voluntarios“ zu Felde. Die Schule Mendives wurde geschlossen, Mendive selbst wurde verhaftet, später deportiert. Ein an sich nichtiger Vorfall ließ Martí das Gleiche erleiden: Zur Feier des Geburtstages des spanischen Regenten, früher selbst Generalkapitän von Kuba, fand eine Militärparade statt, an der auch die Voluntarios teilnehmen. Martí's Freunde verhöhnen die Uniformierten – unglücklicherweise genau vor dem Hause Valdés. Die Voluntarios drangen in das Haus ein und fanden bei der Durchsuchung einen Brief mit der Unterschrift Valdés und Martí's.

Das Schreiben wendet sich gegen einen Mitschüler, der sich freiwillig bei den Milizen gemeldet hatte.

„Genosse!

Hast Du einmal vom Ruhm des Apostaten⁷ geträumt?
Weißt Du, wie in der Antike der Abfall vom Glauben ge-
ahndet wurde? Hoffen wir, daß ein Schüler der Señor
Rafael María de Mendive diesen Brief nicht unbeantwor-
tet läßt

José Martí Fernán Valdés Domínguez

Bereits einen Tag später, am 23. Oktober 1869, wurde Martí verhaftet. Sechs Monate brachte er im Gefängnis zu, bevor ihm der Prozeß gemacht wurde. In diesem nahm er alle Schuld auf sich, beanspruchte energisch die Urheberschaft auf den Brief und hielt eine scharfe Rede gegen Spanien. Am 4. März 1870 wurde er wegen Verschwörung zu sechs Jahren Zwangsarbeit verurteilt und am 4. April als Häftling Nr. 113 in die Steinbrüche von San Lazaro abgeführt.

Seiner Mutter schrieb er: „Madre mía, ich bin sechzehn Jahre al, und viele Ältere haben mir gesagt, daß ich wie ein Alter aussehe. Sie mögen etwas recht haben ...“, und auf der Rückseite eines Fotos, das ihn in Ketten zeigt, dichtet er:

„Sieh mich an, liebe Mutter, und weine nicht deiner Liebe wegen:
Wenn ich auch, Sklave eines Alters und meiner Ansichten
Dein duldendes Herz mit Dornen durchbohrte
Bedenke, daß unter Dornen Blumen hervorbrehen.“

⁷ Apostat: Abtrünniger, vom Glauben Abfallender.

Es ist zweifelhaft, ob José Martí die sechs Jahre unmenschlicher Grausamkeit in den Steinbrüchen überlebt hätte; dort grassierte die Cholera, und selbst elfjährige Kinder und hundertjährige Greise (!), aber vor allem die Schwarzen und Mulatten mußten buchstäblich bis zum letzten Atemzug arbeiten...⁸ Glücklicherweise wurde seine Strafe, auf Drängen der Eltern bei den spanischen Behörden, in Verbannung umgewandelt.

In dem bereits erwähnten Abschiedsbrief an Mendive schreibt er: „Viel habe ich gelitten, doch bin ich überzeugt, daß ich zu leiden imstande war, und wenn ich dazu die Kraft hatte, dann fühle ich mich ebenso kräftig genug, wirklich ein Mann zu werden.“

Tatsächlich war Martí, obwohl kaum 18 Jahre als, doch kein Kind mehr.

Nach kurzer Zeit auf der Isla de Pinos (ab Dezember) erfolgte seine Verbannung nach Spanien. Am 15. Januar 1871 schiffte er sich nach Cadix ein. Erst über 7 Jahre später sollte er nach Kuba zurückkehren können.

Spanien (1871-74)

1868, im gleichen Jahr, als auf Kuba der „Zehnjährige Krieg“ unter Céspedes begann, wurde die spanische Königin Isabella gestürzt. Das Land befand sich in einer Umbruchsituation. Die neue katalanische Industrie- und Finanzbourgeoisie setzte auf den General Juan Prim y Prats, damals Ministerpräsident auf der Suche nach einem neuen Monarchen. Amadeus von Savoyen wurde kurzzeitig spanischer König, mußte jedoch wegen ständiger sozialer Unruhen und Sturzversuche schon am 11. Februar 1873 wieder zurücktreten. Noch am selben Tag wurde die Spanische Republik ausgerufen. Die republikanische Bewegung sollte sich jedoch, trotz einiger Reformen, schon bald als zu schwach und inkonsequent herausstellen. 1874 wurde die Bourbonenherrschaft mit einem Putsch restauriert, die Versuche zur Verteidigung der Republik blutig niedergeschlagen.

Im Spanien jener Tage war also eine politische Umwälzung und eine starke politische Diskussion im Gange. Martí nahm daran als selbstbewußter Vertreter Kubas teil.

Im Februar 1871 erreichte Martí Madrid. Bereits auf der Überfahrt hatte er sein erstes großes Werk, eine Broschüre mit dem Titel: „El presidio político en Cuba“ (Das politische Gefängnis in Kuba) geschrieben, welches vermutlich bereits im April des Jahres erschien. Martí beschreibt darin die Lage der politischen Gefangenen in den Arbeitslagern und Steinbrüchen, er behandelt das Schicksal Kubas und klagt Spanien an: „Jammert um eure Ehre, weint vor den Opfern,

⁸ In seinem Gedicht „Pollice Verso“ /Den Daumen nach unten(erinnert er sich später an die Zustände im Steinbruch (s.a.: Freie Verse)

bedeckt euer Gesicht mit Staub und brecht auf, mit bloßem Knie die Reste eurer Fama⁹ zu ernten, die auf dem Boden verstreut herumliegen.“

Martí setzte Hoffnung in die seinerzeitige republikanische Bewegung in Spanien. Zugleich legte er jedoch die Achillesferse dieser Bewegung bloß, und griff ihre Halbherzigkeit an, die die notwendige Abrechnung mit der kolonialen Hinterlassenschaft vermeiden wollte. Dem Grunddilemma der jungen Republik¹⁰ legte Martí den Finger in die Wunde, indem er immer und immer wieder seine Frage, die kubanische Frage, verfocht.

Eine Republik, die sich an die Armee als ihren Bündnispartner anlehnte, die den alten Konquistadorenmythos unangetastet ließ und von einer mit dem Großgrundbesitz verbundenen Offiziersclique geführt wurde, war tatsächlich zum Scheitern verurteilt.

Ihr schrieb er ins Stammbuch, daß sogar „die Menschen die von der universalen Föderation träumen (gemeint sind die spanischen Republikaner), (...) die Gesuche um jene Rechte verdammen, die sie selbst erbitten, und weil sie die Unterdrückung der Unabhängigkeit gutheißen, die sie predigen.“

Nach der Abschaffung der Monarchie und der Ausrufung der Republik in Spanien verfaßte er 1873 für den ersten republikanischen Präsidenten, Estanislao Figuera, eine Denkschrift für die Unabhängigkeit Kubas: „La República española ante la Revolución Cubana“ (die Spanische Republik vor der kubanischen Revolution). Er appellierte darin an das republikanische Gewissen und forderte die Anerkennung der Unabhängigkeitsbestrebungen Kubas: „Mit Blut schreibt mein Vaterland seinen unwiderruflichen Beschluß. Über die Leichen seiner Söhne erhebt es sich. Und es sterben ebenso viele Söhne der (iberischen) Halbinsel wie Söhne meiner Heimat. Wird es die Spanische Republik nicht erschrecken, zu wissen, daß Spanier sterben, um andere Republikaner zu bekämpfen?“

Unnachahmlich zerpfückte er die Rechtfertigungsversuche: „Und man spricht von der Unversehrtheit des Territoriums. - Der Atlantische Ozean zerschlägt dieses lächerliche Argument. Denen, die so den Patriotismus des Volkes mißbrauchen, die es so verführen und belügen, sei gesagt, (...) was man Geschlossenheit des Vaterlandes nennt, etwas mehr als Landstücke ohne Freiheit und ohne Leben, etwas mehr als gewaltsames Besitzrecht. (...) Die Kubaner leben nicht, wie die Halbinsulaner leben; und die Geschichte der Kubaner ist nicht die Geschichte der Spanier (...) Wenn Spanien niemals die Schwester Kubas sein wollte, mit welchem Recht erhebt es jetzt Anspruch darauf, daß Kuba seine Schwester ist? (...) Ist es nicht Wahnwitz, zu behaupten, zwei Völker würden zu einem verschmelzen, wenn ihr Charakter, ihre Gebräuche, ihre

⁹ Eurer Fama: Eures Rufes, was gerüchteweise über euch erzählt wird...

¹⁰ Auch die Republik beanspruchte Kuba und Puerto Rico weiterhin als spanisches Territorium

Bedürfnisse, ihre Traditionen sie trennen, wenn sie sich nicht lieben, wenn nur traurige und schmerzliche Erinnerungen ihnen gemeinsam sind? Dabei werden beide Völker von unterschiedlichen Bedürfnissen getrieben, sie weisen völlig entgegengesetzte Eigenarten auf, nennen ganz andere Länder ihre Nachbarn, die tiefe Kluft vergangener Greuelthaten trennt sie (...)"

„Möge sich die Spanische Republik nicht entehren und ihrem siegreichen Ideal nicht Einhalt gebieten, möge sie nicht ihre Brüder erschlagen und das Blut ihrer Söhne nicht über ihre anderen Söhne vergießen, möge sie sich der kubanischen Unabhängigkeit nicht entgegenstellen. - Denn dann wäre die Republik von Spanien eine Republik ohne Vernunft, eine Republik der Schande, und die Herrschaft der Freiheit würde dann eine freiheitsmörderische Herrschaft sein.“

Im April und im Mai 1873 veröffentlichte Martí zwei Beiträge in der „Kubanischen Frage“¹¹ unter dem Titel „Die Lösung“ und „Die Reformen“: „Das monarchistische Spanien erstickte das Verlangen Kubas in Blut, so wie das republikanische Spanien es jetzt im Blut erstickt, und das ist schändlich und unwürdig für die Republik. Es ist logisch, daß sich Kuba heute in Waffen erhebt, um seine Unabhängigkeit zu erlangen. Das ist eine schreckliche Logik für Spanien, aber das ist logisch.“

In seiner Zeit in Spanien kam Martí jedoch nicht nur mit diesen Vertretern der spanischen Bourgeoisie in Berührung, sondern auch mit den Anarchisten und Sozialisten, wie zum Beispiel mit dem Schwiegersohn von Karl Marx, Paul Lafargue, übrigens in Kuba als Sohn eines Plantagenbesitzers geboren.

Er schrieb Berichte und Polemiken über die kubanische Frage für verschiedene Zeitungen, darunter „The New York Sun“ des Verlegers Charles Anderson Dana, mit dem ihn eine lebenslange Freundschaft verbinden sollte. In „The Sun“ erschien zur selben Zeit Texte von Karl Marx.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß Spanien für den jungen Verbannten eine wichtige Erfahrung darstellte, gerade auch, weil er die Grenzen einer zu kurz greifenden Befreiungsbewegung hautnah miterleben konnte.

Martí wandte sich jedoch keineswegs verbittert von Spanien ab. Er wußte wohl zu unterscheiden, zwischen den offenen Feinden der Unabhängigkeit Kubas, ihren wahren Verfechtern und ihren falschen Freunden.

Martí erlebte noch dem Zusammenbruch der Republik, als in Zaragoza die Arbeiter niedergeschossen wurden.¹²

Er zog daraus den bemerkenswerten Schluß, der neue Krieg werde nicht der von Kubanern gegen Spanier sein, sondern der der Freunde der Freiheit

11 Zeitschrift in Sevilla, herausgegeben von den Anhängern des freien Kuba

12 Ende 1873 erfolgte ein Putsch des monarchistischen General Pavia, der den ehemaligen Generalkapitän Kubas, General Francisco Serrano an die Macht brachte. Die spanischen Republikaner leisten Widerstand mit der Waffe in der Hand, mit Barrikaden in den Straßen, aber ohne eine fähige Führung und ohne innere Einheit.

gegen ihre Feinde. Hier zeigt sich bereits der typische Martí, dem nichts fremder ist, als ein bornierter, gegen andere Völker gerichteter Nationalismus. Und wir sehen schon den späteren Vorkämpfer für die Einigung ganz Lateinamerikas heranreifen. Nie verschloß sich Martí gegen das hohe kulturelle Erbe Europas, gegen seine historischen Errungenschaften, gegen seine fortschrittlichen Denker aller Epochen.

Nicht nur, daß Spanien das Land seiner Eltern war und er als Kleinkind dort kurze Zeit gelebt hatte: gerade seiner Verbannung in Spanien verdankt er seine tiefe Kenntnis der europäischen Geschichte und Kultur.

Martí studierte Rechtswissenschaften, Literatur und Philosophie in Madrid und später in Zaragoza und holte nebenher (das war seinerzeit in Spanien möglich) sein Abitur nach. Erschlug sich als Privatlehrer durch.

Martí absolvierte zwischen 1871 und 1874 umfangreiche Studien. Er beschäftigte sich mit klassischer Philologie und der hebräischen Sprache. Seine Übungen in Rhetorik und Poetik kamen seinem späteren literarischen Schaffen zugute.

Seinen Abschluß (Licenciado) legte er 1874 in Zivilrecht und Kanonischem Recht, sowie in Philosophie und Geisteswissenschaften ab.

Martí verschlang die spanische Literatur und Geschichte, er machte sich mit den Gebieten der Ethik und Logik vertraut und beschäftigte sich mit Universal- und Naturgeschichte. Martí war ein wahrer Universalist!

Es ist schwer, einen Bereich zu finden, dem nicht einmal sein Interesse galt. Um nur das Beispiel der deutschen Kultur zu nehmen: So verehrte er z.B. nicht nur Goethe und Schiller und drang tief in die deutsche Philosophie ein (fertigte sogar selbst kleiner Übersetzungen aus dem Deutschen an¹³), er verfolgte im Laufe seines Lebens auch deutsche naturwissenschaftliche Veröffentlichungen zu Themen wie der vergleichenden Anatomie, der Paläontologie und dem Werk des Naturforschers Humboldt¹⁴.

Kurz; Er eignete sich die europäische Kultur, v.a. Literatur an – von den alten Griechen, über William Shakespeare und Johann W. Goethe bis zu den Größen der klassischen spanischen Literatur, wie Cervantes, Gracian y Morales, Lope F. De Vega, welche er sehr hoch achtete. Gerade die Vertreter der klassischen Epoche Spaniens hinterließen in seinem späteren literarischen Schaffen deutliche Spuren. Besonders verbunden fühlte er sich mit den Zeitgenossen Heine und Puschkin, Walt Whitman und Baudelaire, Louis Blanc, Victor Hugo und Emile Zola.

13 Denn, so klagt Martí einmal über „die schlechten Übersetzungen (...) von einigen literarischen und historischen Werken“ aus dem Deutschen ins Spanische, sie seien „nicht ausreichend, um uns eine Idee über die radikalen und wichtigen Veränderungen zu vermitteln, die sich (...) in den letzten Jahren dieses Jahrhunderts vollzogen haben.“

14 Martí reist auch einmal nach Darmstadt an die neu gegründete Technische Hochschule: „Jene, die wir bisher als wissenschaftliche Universitäten bezeichnet haben, werden jetzt in Europa als 'Technische Hochschulen' bezeichnet. Darmstadt verfügt über eine der Spitzenklasse, auf der man alle neuen Wissenschaften studieren kann.“

Auf intensives Drängen der Eltern hin, die die Not inzwischen nach Mexiko getrieben hatte, entschloß sich José Martí Ende 1874, Spanien zu verlassen.

Das war für ihn als Verbannten natürlich ein Wagnis. Seine Reise erfolgte daher auf umständlichen Wegen und dauerte mit vielen Zwischenaufenthalten über drei Monate (November 1874 bis Februar 1875). In Paris besuchte er Victor Hugo und das Grab der Kommunisten auf dem Friedhof Pere La chaise, schiffte über Le Havre und Liverpool nach New York (wo er sich 11 Tage aufhielt), passierte mit dem Schiff Havanna und gelangte über Progreso, Campeche und Veracruz nach Mexiko.

Mexiko (1875-76)

Mexiko war bereits Jahrzehnte zuvor zum Vorfeld des Kampfes der mittel- und lateinamerikanischen Länder gegen die Annexionspolitik der USA, des „Coloso del Norte“¹⁵ geworden. Texas, Kalifornien, Arizona und New Mexiko hatten sich die USA bereits einverleibt. Diese Lage förderte zwar einerseits die Militärdiktatur unter General Antonio López de Santa Anna, jedoch auch andererseits ein wachsendes Nationalbewußtsein als Grundlage für dessen Sturz am 9. August 1855, der ersten republikanischen Verfassung und der Abschaffung der Sklaverei, sowie für den Sieg der Volkskräfte unter Benito Juárez¹⁶ gegen die französischen Besatzer und Kaiser Maximilian im Jahr 1867.

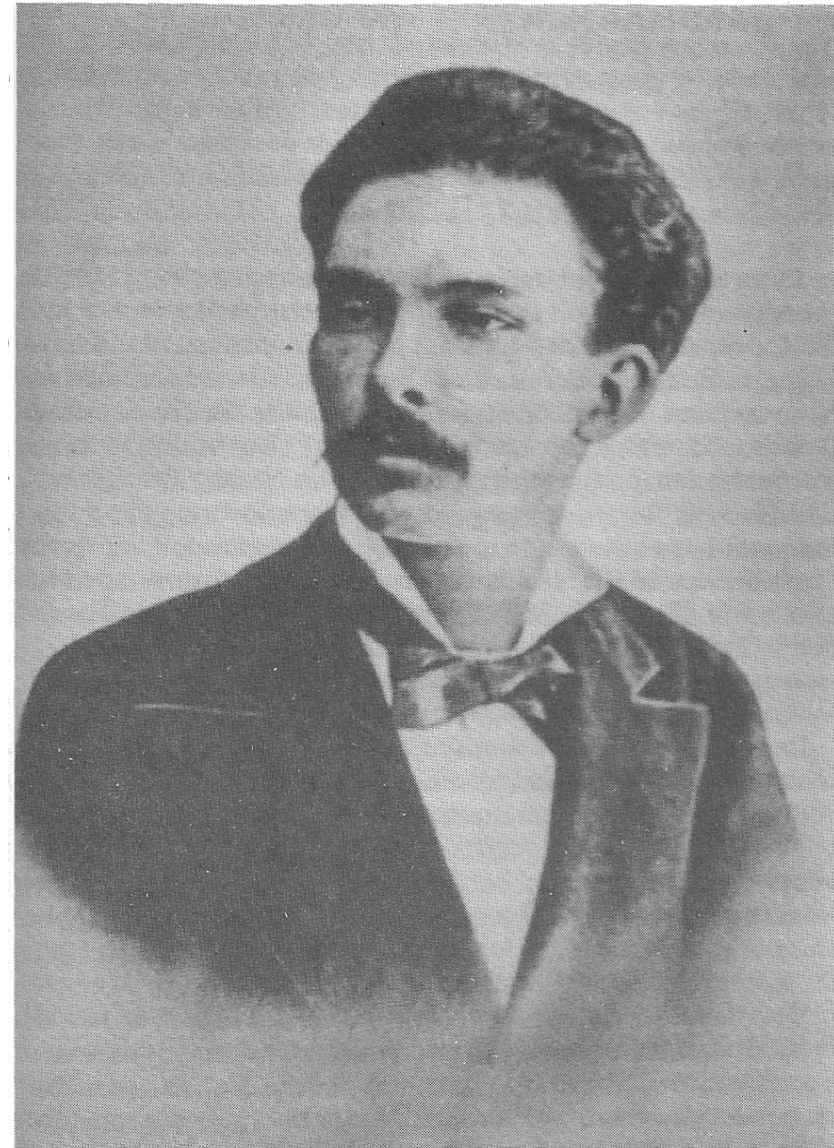
Schon seit langem hatte sich Martí von dem jahrhundertelangen Kamp Mexikos um seine Freiheit und Unabhängigkeit, von den Indios und der eigenständigen Kultur dieses Landes angezogen gefühlt. Er kam voller Erwartungen nach Mexiko, als er am 10. Februar 1875 in der Hauptstadt eintraf und dort seine Familie wiedersah. Benito Juarez war zu diesem Zeitpunkt bereits zweieinhalb Jahre tot, und Lerdo de Trojada zu seinem Nachfolger gewählt worden. Doch bald sollte ein erneuter Bürgerkrieg für 25 Jahre in einer Militärdiktatur enden.¹⁷ General Porfirio Díaz, der im Krieg gegen Frankreich auf der Seite der Liberalen gekämpft hatte, wollte selbst an die Macht und fand in der französischen Regierung die notwendige Unterstützung. Als Gegenleistung war er bereit, in Frankreichs Interesse zu herrschen.

Martí kam nach Mexiko, als sich der Machtkampf zwischen den republikanischen Kräften unter der liberalen Regierung und den reaktionären Kräften mit Díaz an ihrer Spitze verschärfte.

¹⁵ Koloß des Nordens

¹⁶ Benito Juárez war Indianer und stammte aus einer armen Bauernfamilie. Er lernte lesen und schreiben, studierte schließlich und wurde Rechtsanwalt. 1850 trat er als Abgeordneter in das politische Leben seines Landes ein.

¹⁷ Sie wurde 1911 von der mexikanischen Bevölkerung gestürzt. Die Bauernrevolutionäre nannten sich nach ihrem Führer Emiliano Zapáta: Zapátisten“.



José Martí 1875 in Mexiko

Die ersten politischen Kontakte erhielt Martí über einen Bekannten des Vaters, Manuel A. Mercado, der bald zu seinem engsten Freund wurde und ihn in die politische Lage Mexikos einführte. Über einen Freund des Staatspräsidenten Lerdo, den Direktor von „Revista Universal“ bekam er in dieser Zeitung eine Anstellung und wurde im Mai 1875 Redaktionsmitglied.

In Spanien hatte Martí die politische und kulturelle Tradition und Gegenwart Europas studiert. In Mexiko vertiefte er sich in die amerikanische Kulturtradition, das Erbe der Mayas und Azteken. Er entdeckte die tiefe Verwandtschaft innerhalb des Subkontinents in den gemeinsamen Wurzeln, in der Sprache, Geschichte und Kultur sowie in der ökonomischen und politischen Situation der Gegenwart. Hatte er in Spanien ausschließlich für die Befreiung Kubas gekämpft, so erweiterte er jetzt sein Wirkungsfeld auf ganz Lateinamerika. Sein Ziel war es, daß in den lateinamerikanischen Republiken und dem noch immer unter der kolonialen Unterdrückung leidenden Kuba nationale Kulturen geschaffen würden. Dem Land Mexiko, in dem er fast zwei Jahre leben, studieren und an dessen Reformbewegungen er teilnehmen sollte, wies er diesbezüglich eine Vorreiterrolle für eine eigenständige kulturelle Identität ganz Lateinamerika zu. Kurz nach seiner Ankunft im März 1875 schrieb er:

„Ein Volk ist noch nicht unabhängig, wenn es die Ketten seiner Herren abgeschüttelt hat: Es beginnt es zu sein, wenn es die Laster der Sklaverei von seinem Wesen reißt und für ein neues Vaterland und für ein neues Leben Konzepte entwirft und anmeldet, die der Gewohnheit der knechtigen Unterwürfigkeit radikal entgegengesetzt sind...“

„Mexiko braucht eine mexikanische Literatur.“

Martí forderte ein neues Kulturverständnis. Er wollte die Einbeziehung der alten Kulturen in den aktuellen künstlerischen Schaffungsproze. Diese Forderung folgte seiner Erkenntnis, daß sich in der Literatur einer Gesellschaft die soziale Wirklichkeit, ihre Besonderheiten widerspiegelt; sie zumindest politisches Kampfmittel, wenn nicht sogar Mittel zur Veränderung der Geschichte sein kann. Auch das Theater sollte eine neue gesellschaftliche Funktion erfüllen:

„Jede Art Unterstützung verdient der bescheidene und lernbegierige Schauspieler, der sich bemüht, das mexikanische Volk zur Kenntnis und Achtung dessen zu führen, an den Beifall für das zu gewöhnen, was seine geliebten Söhne formen und schaffen.“

Am 19. Dezember wurde sein Theaterstück „Amor con amor se paga“ (Liebe vergilt man mit Liebe) mit großem Erfolg in Mexiko-City aufgeführt. Unter den Zuschauern war auch Carmen Zayas de Bazán, die Tochter aus einer Familie kubanischer Plantagenbesitzer und Sklavenhändler, welche vor dem „Zehnjährigen Krieg“ nach Mexiko geflohen war. Sie lernten sich kennen, verliebten sich, und trotz ihrer sehr unterschiedlichen Lebensbedingungen und -vorstellungen, heirateten sie

zwei Jahre später, am 20. Dezember 1877. Die Unvereinbarkeit von Carmens Vorstellungen eines „normalen“ Lebens mit dem Denken und Handeln ihres Mannes machte eine Beziehung jedoch auf Dauer unmöglich; Carmen trennte sich von ihrem Mann im Herbst 1880 und reiste mit ihrem gemeinsamen Sohn José Francisco¹⁸ nach Kuba zurück.

Neben der gesellschaftlichen Bedeutung der Literatur, insbesondere des Theaters, galt Martí's Interesse den bildungspolitischen Reformbestrebungen Mexikos. In der „Revista Universal“ berichtete er über das „Projekt der öffentlichen Erziehung“:

„Wenn alle Menschen zu lesen wüten, dann werden alle Menschen zu lesen verstehen, und wie die Unwissenheit die Bürgerschaft für alle politischen Abwege ist, so gewährleistet das eigene Bewußtsein und der Stolz auf die Unabhängigkeit die richtige Handhabung der Freiheit.“

„Was wird das neue System der Erziehung bei uns nicht alles hervorbringen? Die einheimische Bevölkerung wird uns ein neues System des Lebens mitbringen. Wir studieren das, was wir aus Frankreich mitbrachten; sie aber werden uns das entdecken, was sie der Natur entnehmen. Von diesen kupfernen Gesichtern wird ein neues Licht ausgehen. Die Erziehung wird sie sich selbst zum Bewußtsein bringen...“

Darüberhinaus betrieb Martí in Mexiko wissenschaftliche Studien¹⁹, beschäftigte er sich mit den konkreten wirtschaftlichen und politischen Problemen des Landes, nahm Stellung zu den Arbeiterkämpfen und arbeitete innerhalb der demokratischen Opposition gegen die drohende Militärdiktatur. Am 29. Dezember 1876 mußte er nach dem Einmarsch von General Porfirio Dáz in Mexiko-City und dessen darauffolgender Machtübernahme das Land verlassen.

Guatemala (1877-78)

Von Mexiko aus reiste Martí nach Havanna, wo er sich bis zum April 1877 illegal aufhielt.

In den ersten Tagen des April 1877 traf er in der Hauptstadt Guatemalas ein. Aufgrund der fortschrittlichen Reformen der Regierung unter Barrios, insbesondere des Erziehungswesens unter Teilnahme auch kubanischer Professoren, konnte sich Martí in Guatemala willkommen fühlen. Justo Rufino Barrios hatte 1875 als Präsident

¹⁸ Er wurde am 22. November 1878 geboren

¹⁹ 1875 setzte er sich insbesondere mit dem deutschen Naturforscher C. L. Büchner bezüglich vergleichender Anatomie und dem mexikanischen Forscher M Bárcena zu Themen der Paläontologie auseinander.

Guatemalas die kubanische „Republik in Waffen“ als freie, selbständige und unabhängige Nation im Namen der Republik Guatemala anerkannt.

Gefördert durch den damaligen Unterrichtsminister und mit Empfehlungsschreiben versorgt, bekam er eine Anstellung an der „Escuela Normal“ und lehrte dort Literatur. Bereits wenig später, am 29. Mai, wurde er zum Universitätsprofessor ernannt und hielt Vorlesungen in Geschichte der Philosophie, in französischer, englischer und deutscher Literatur. Er machte sich einen Namen als talentierter Redner und blieb an der Hochschule bis er wegen des von oben erzwungenen Rücktritts ihres Direktors Izaguirre aus Solidarität seine Professur niederlegte.

Wie schon in Mexiko setzte sich Martí in Guatemala vertieft mit der besonderen Situation der Indios auseinander. Hieraus resultierte unter anderem sein sogenanntes Indio-Drama „Patria y Libertad“ (Vaterland und Freiheit), welches er im Auftrag der Regierung anlässlich des Unabhängigkeitstages am 15. September schrieb, und das vermutlich von seinen Schülern an der „Escuela Normal“ aufgeführt wurde. Sein Bild eines „Nuestra América“²⁰ war gerade auch ein Amerika der Indios:

„Solange man den Indio nicht vorwärtsschreiten läßt, wird auch Amerika nicht beginnen, gut vorwärtszuschreiten.“

In seiner Broschüre „Guatemala“, welche die wirtschaftliche und soziale Vergangenheit und Gegenwart des Landes zum Inhalt hat, drückt Martí mit einem Satz aus, was das Besondere, das Revolutionäre an seinen Vorstellungen eines freien Lateinamerikas ist: „Revolutionen sind unfruchtbar, wenn sie nicht mit der Feder der Schule und dem Pflug auf den Feldern unterzeichnet werden.“

Er wollte sich nicht mit einer formalen Befreiung von den spanischen Kolonisatoren begnügen, und auch nicht mit einem Befreiungskrieg unter der Führung liberaler Großgrundbesitzer und bürgerlicher Generäle. Er kämpfte für eine Unabhängigkeitsrevolution, die diesen Namen verdiente, weil sie von den unteren Volksschichten, den Sklaven, Bauern und den Arbeitern getragen und zu deren Wohle gemacht werden sollte. Später sah er immer deutlicher, daß eine Unabhängigkeit gegenüber den USA unabdingbar für eine freie und eigenständige Entwicklung aller lateinamerikanischen Länder sei.

Mit dem Ende des „Zehnjährigen Krieges“ am 10. Februar 1878 ging auch die kubanische „Republik der Waffen“ zu Ende. Für den Verzicht auf den bewaffneten Kampf versprachen die Spanier, Kuba die gleiche bescheidene Autonomie zu gewähren, wie sie damals die Nachbarinsel Puerto Rico genoß. Alle Teilnehmer des Befreiungskampfes einschließlich der politischen Gefangenen, der Emigranten

20 Der Begriff „Nuestra América“, gleichnamiger Text seines 1891 in Mexiko veröffentlichten Textes, steht für das grundlegende Vermächtnis Martí, daß ein einiges, sich auf seine ureigene Identität besinnendes Süd- und Mittelamerika die Grundlage für die eigene Befreiung ist.

und der Deserteure aus der spanischen Armee sollten amnestiert, sowie die Sklaven, die auf der Seite der Mambises²¹ gekämpft hatten, freigelassen werden. Somit wurde es Martí möglich, nach achtjähriger Verbannung in seine Heimat zurückzukehren. Im Juli 1878 verließ er Guatemala und reiste über Honduras nach Havanna, wo er in den ersten Tagen des August eintraf.

Kuba (1878-79)

Martí begann zunächst in einem Anwaltsbüro zu arbeiten. Dort lernte er Juan Gualberto Gómez kennen, der ihm erste Kontakte zu einer revolutionären Organisation verschaffte.

Er war in Kuba noch relativ unbekannt. Selbst in oppositionelle Kreise war von seinem revolutionärem Wirken im Ausland kaum etwas vorgedrungen.

Zwei Monate nach seiner Ankunft, im Oktober 1878, arbeitete er in den konspirativ operierenden Vereinigungen des „Comité Revolucionario Cubano“. Diesem Komitee mit offiziellem Sitz in New York, trat er im Jahr 1880, gerade in New York angekommen, bei.

Im Laufe seines Aufenthaltes in Mexiko war Martí als hervorragender Journalist und erfolgreicher Bühnenautor und in Guatemala als geachteter Hochschullehrer bekannt geworden. In der Erkenntnis, daß eine neue revolutionäre Unabhängigkeitsbewegung geschaffen werden mußte, begann er in Kuba den politischen Kampf auch praktisch zu organisieren. Er sah sich selbst in der Pflicht, als dazu fähige Persönlichkeit bestimmend einzugreifen.

Martí nutzte jede Gelegenheit, sich Gehör zu verschaffen:

Am 15. Januar 1879 trat er die Nachfolge des Dramatikers und Dichters Alfredo Torroella als Sekretär der Sektion Literatur am Lyceum von Guanabacoa an. Mit einer Gedächtnisrede für seinen verstorbenen Vorgänger gewann er die Aufmerksamkeit der patriotischen Öffentlichkeit Kubas. Sein Name geriet in Umlauf. Man wählte ihn am 18. März des folgenden Jahres in Havanna zum stellvertretenden Vorsitzenden des „Club Central Revolucionario“.

Am 24./25. August 1879 begann General Galixto García den sogenannten „Kleinen Krieg“²² gegen Spanien. Am 17. September wurde Martí unter dem Vorwurf der konspirativen Tätigkeit – er gehörte zu den Unterstützern von García – verhaftet und erneut nach Spanien verbannt.

21 Frühe kubanische Unabhängigkeitskämpfer

22 Im Pakt von Zajón hatte sich Spanien verpflichtet, Kuba die Selbstverwaltung zu gewähren. Daß dies jedoch nicht geschah, war erneut ein Beweis für die Unmöglichkeit einer reformistischen Lösung. Kuba konnte sich nur mit Gewalt von seinen Unterdrückern befreien, eine Fortsetzung des Befreiungskrieges war unverzichtbar.

Es sollte mehr als 15 Jahre dauern, bis Martí nach Kuba zurückkehren konnte. In dieser Zeit wurde er zur zentralen Figur der kubanischen Unabhängigkeitsbewegung, zum Hauptorganisator der zukünftigen Revolution und zum erfolgreichen Kämpfer gegen die Hegemoniebestrebungen der USA auf dem amerikanischen Kontinent.

USA – Venezuela – Kuba (1880-95)

Nach nur zweimonatlichem Aufenthalt in Spanien ging er nach Paris, um von dort aus in die USA zu reisen.

In den verschiedenen lateinamerikanischen Republiken, in denen er gelebt hatte, entwickelte er sein Verständnis von einer größeren Einheit „Unseres Amerikas“. In den USA, wo er die längste Zeit außerhalb Kubas verbrachte, gewann er einen tiefen Einblick in die andere Seite, das „europäische Amerika“.

In den ersten Januartagen des Jahres 1880 kam Martí in New York an und blieb dort, ausgenommen einen halbjährigen Aufenthalt in Venezuela, bis zum Frühjahr 1892. Von da an war sein Leben von der Vorbereitung des Befreiungskrieges bestimmt: er unternahm Reisen nach Haiti, Santo Domingo, Jamaica, Panama, Costa Rica und Mexiko.

Wenige Tage nach seiner Ankunft, am 9. Januar 1880, wurde er bereits Mitglied und Sprecher des „Comité Revolucionario Cubano“, jene revolutionäre Vereinigung, in der er bereits in Kuba mitgearbeitet hatte. Ab Ende Februar wurde er Mitarbeiter der Zeitung „The Hour“. Dort und in der Zeitung „The Sun“ veröffentlichte er 1880 vor allem Kunst- und Literaturkritiken.

Bevor er sich jedoch mit festem Wohnsitz in New York niederließ, reiste Martí von Januar bis Juli 1881 nach Venezuela. Sein Gedichtband „Ismaelillo“ entstand dort, gewidmet seinem Sohn José Francisco:

Er beginnt seine Verse:

„Mein Sohn, von allem erschreckt, flüchte ich mich zu Dir. Ich behalte den Glauben an die menschliche Vervollkommnung, an das künftige Leben, an die Nützlichkeit der Tugend und an Dich“.

In dieser Zeit entstanden auch die „Versos libres“ (Freien Verse). Er nennt sie „meine krausen Freien Verse, meine zottigen Elfsilber, die geboren wurden aus großen Ängsten oder aus großen Hoffnungen, aus unbändiger Freiheitsliebe oder aus schmerzlicher Liebe und Schönheit...“

1885 erschien sein Roman „Amistad funesta“ (Unheilvolle Freundschaft), 1889 die erste Ausgabe der Kinderzeitschrift „La Edad de Oro“ (Das goldenen Zeitalter). Im August 1890, er befand sich zur Erholung in den Bergen „Catskill“ in Nordamerika, verfaßte er seine „Versos sencillos“ (Einfache Verse): „Warum wird dieses Einfache, das wie spielerisch geschrieben ist, veröffentlicht?“ fragt Martí und antwortet selber:

„Weil ich das Einfache liebe, weil ich an die Notwendigkeit glaube, das Gefühl in schlichte, aufrichtige Worte zu fassen.“

Über seine Rolle als Dichter schrieb er: „Denn da mir das Leben bislang noch nicht genügend Gelegenheit bot, zu zeigen, daß ich als Dichter in Aktionen bin, habe ich Angst, die Leute werden, wenn meine Gedichte vor meinen Aktionen bekannt werden, von mir denken, ich sei wie so viele bloß ein Dichter in Versen“.

Martí entwickelte sich zum meistgelesenen und -bewunderten spanischsprachigen Autor de Kontinents. „In unseren Augen schreibt er so brillant wie niemand sonst in Spanien oder Amerika“ schrieb der nicaraguanische Dichter Rubén Darío 1888; einer der bestimmenden und bahnbrechenden Dichter Lateinamerikas.

Nach seiner Rückkehr aus Venezuela im Juli 1881 begann seine umfassende Korrespondententätigkeit für über 20 Zeitungen und Zeitschriften auf dem gesamten amerikanischen Kontinent. In einigen veröffentlichte Martí in Briefform seine „Escenas norteamericana“ (Schauplätze Nordamerikas), Chroniken über die komplexe Realität seines Heimatlandes und warnte die lateinamerikanischen Völker vor einer neuen schweren Bedrohung, die die imperialistische Entwicklung der USA für sie bedeutete. Er beschäftigte sich in zahlreichen Artikeln mit der innenpolitischen Situation der Vereinigten Staaten: In seiner bedeutenden Reportage „Der Sozialkrieg in Chicago“ spricht er von dem „bevorstehenden Zerfall der Bevölkerung des Landes in die Klassen der Privilegierten und die der Unzufriedenen“ und prangert die Klassenjustiz an, die mehrere Arbeiterführer dem Henker auslieferte, weil sie die Interessen ihrer Kameraden vertraten. Martí begriff die Existenz einer Klassengesellschaft und identifizierte sich ganz eindeutig mit der Arbeiterbewegung und ihrem Kampf. Ihm wurde klar, daß der Prozeß gegen die angeblichen Bombenleger von Chicago (Haymarket-Affäre) nur ein Vorwand war; einmal, um zu verhindern, daß sich unmittelbar „eine starke Arbeiterpartei mit einmütigen Methoden und Zielen herausbildete (...), und zum anderen, um diejenigen, die mit unerschütterlichem Elan aus dem gleichen Elend hervorschnellen, zu zwingen, ihre Arbeit einzustellen, die Arbeit der Zerstörung und des Neuaufbaus.“

Martí identifizierte sich ganz eindeutig mit der Arbeiterbewegung und ihrem Kampf. Jedoch konnte er seine vollständige Meinung über die USA nicht veröffentlichen. Schon sehr früh wurde er zensiert. Seine erste Chronik der „Escena norteamericana“, die er für „La Nación“ in Buenos Aires am 15. Juni 1882 verfaßte, wurde mit der folgenden Begründung des Direktors der Zeitung gekürzt: „Die Streichung eines Teils Ihres ersten Briefes bei der Veröffentlichung entsprach der Notwendigkeit, der Zeitung die Folgerichtigkeit ihrer Vorstellungen zu erhalten. (...) Der aus ihrem Brief gestrichene Teil, der unleugbare Tatsachen enthält, könnte irrtümlich zu dem Glauben führen, man eröffne damit eine Kampagne der 'Denunziation' gegen die Vereinigten Staaten als politische Körperschaft, als gesellschaftliche Entität, als Wirtschaftszentrum. (...) Wäre Ihr Brief so veröffentlicht worden, wie er ankam, hätte er nur die Schattenseiten dargestellt.“

Im November 1889 beschäftigte sich eine Artikelserie mit der „Ersten Konferenz der Amerikanischen Nationen“, welche auf Initiative der USA zwischen Oktober 1889 und April 1890 in Washington stattfinden sollte: „Nie zuvor gab es von der Unabhängigkeit bis heute in Amerika eine Angelegenheit, die mehr Verstand verlangt, zu größerer Wachsamkeit gezwungen und eine klare und eingehende Analyse erfordert hätte als die Einladung, die die Vereinigten Staaten mit ihrer Macht und ihrer Entschlossenheit zur Ausdehnung ihrer Herrschaft in Amerika den weniger mächtigen amerikanischen Nationen aussprechen, die durch einen freien und nutzbringenden Handel mit den europäischen Völkern verbunden sind. Ihr Ziel ist es, ein Bündnis gegen Europa aufzubauen und Handelsbeziehungen zur übrigen Welt zu unterbinden. Aus der Tyrannei Spaniens konnte sich das spanische Amerika befreien, und nun, nach eingehender Abwägung der Vorgeschichte, der Gründe und Inhalte der Einladung, muß dringend gesagt werden, denn dies ist die Wahrheit, daß nun für das spanische Amerika die Stunde gekommen ist, seine zweite Unabhängigkeit zu erklären.“

Bereits wenige Wochen nach seiner Ankunft in den USA, am 20. März 1880, war Martí während einer Reise des Vorsitzenden und Generals Calixto García nach Kuba zum kommissarischen Vorsitzenden des „Comité Revolucionario Cubano“ gewählt worden. Am 1. August 1880 mußte aufgrund der Verhaftung von General Calixto Garcías in Kuba der „Kleine Krieg“ erfolglos beendet werden. Martí ließ jedoch in seinen Bemühungen nicht nach. Er wandte sich an die führenden Köpfe des vergangenen Krieges und rief sie dazu auf, den Befreiungskamp wieder aufzunehmen. Am 20. Juli 1882 schrieb er an General Maximo Gómez:

„An wen wendet sich Kuba in dem nahenden Augenblick der Entscheidung, in dem es alle neuen Hoffnungen verliert, die die Beendigung des Krieges, die Versprechungen Spaniens und die Politik der Liberalen geweckt haben? Es wendet sich an all diejenigen, die von einer Lösung außerhalb Spaniens sprechen...“²³

Maximo Gómez und Antonio Macio, die ehemaligen Führer des „Zehnjährigen Krieges“ hatten an einem neuen Plan für die Revolution zu arbeiten begonnen. Sie traten mit Martí in einen Meinungsaustausch. Martí kritisierte das rein militärische Vorgehen in ihren Plänen und forderte eine zivile Regierung, die sich auf die Volksmassen stützte. Er befürchtete, daß die Pläne von Gómez und Maceo in

²³ Da Martí wußte, daß eine Befreiung von Spanien nur durch einen Zusammenschluß aller auf diese Ziel gerichteten Kräfte möglich war, bezog er ganz bewußt die sogenannten Annexionisten, die einen Anschluß Kubas an die USA wollten, mit in ein Bündnis ein.



Die Opfer der von den 'Spaniern durchgeführten Umsiedlung

neuen Variante des Caudillismo²⁴, wie er schon so vielen anderen lateinamerikanischen Ländern geschadet hatte, in Kuba der Weg geebnet würde. Aufgrund der grundsätzlich verschiedenen Herangehensweise brach er mit ihnen und schrieb Gómez am 20. Oktober:

„Ein Volk, Herr General, wird nicht auf gleiche Weise gegründet, wie man ein Heerlager befiehlt“.

Martí wollte nicht den „gegenwärtigen politischen Despotismus in Kuba durch einen tausendmal schlimmeren, persönlichen Despotismus ersetzen“.

Die Befreiung von der kolonialen Versklavung durch Spanien war für Martí selbstverständlich; und diese Befreiung war in seinen Augen eine längst überfällige, eine Wiederholung dessen, was Simon Bolívar bereits 1810 getan hatte, als er die Spanier aus Südamerika hinausgeworfen hatte. Kuba und Puerto Rico waren der Rest dies einstig so riesigen Kolonialimperiums. Doch Martí hatte erkannt, daß die Staaten Lateinamerikas nur formal bürgerlich-demokratische Republiken waren. Die Befreiungskriege hatten nicht zur praktischen Beseitigung des Feudalismus geführt.

Ihren Weg zur Unabhängigkeit sah er in der wirtschaftlichen und politischen Emanzipation von den USA, dem Wirtschaftsgiganten im Norden.

Ende 1890 wurde Martí zum Vertreter Uruguays bei der Internationalen Amerikanischen Währungskonferenz ernannt. Zu diesem Zeitpunkt war er in New York nicht nur als Konsul Uruguays tätig, sondern ebenso als Konsul von Argentinien und Paraguay. Die Internationale Amerikanische Währungskonferenz sollte am 7. Januar bis zum 8. April 1891 als Folgetreffen der ersten Internationalen Amerikanischen Konferenz von 1889/90 in Washington stattfinden. Die USA wollten für ganz Amerika eine gemeinsame Währung durchsetzen, was unweigerlich zu einer direkten ökonomischen Kontrolle des gesamten Kontinents durch die Vereinigten Staaten geführt hätte. In einem seiner Artikel, die sich mit dieser Konferenz befaßten, erklärte daher Martí warnend: „Wer von Wirtschaftsunion redet, meint politische Union. Das Volk, das kauft, befiehlt, Das Volk, das verkauft, gehorcht (...) Ein Volk, das zugrunde gehen will, verkauft nur an ein einziges Volk. Ein Volk, das sich erhalten will, verkauft an mehr als nur an eins. Übermäßiger Einfluß eines Landes auf den Handel eines anderen wird zu politischem Einfluß...“

1891 deuteten die in Kuba herrschenden Bedingungen auf den Ausbruch eines neuen Krieges hin. Am 11. Oktober 1891 trat Martí von allen seinen konsularischen Ämtern zurück und widmete sich nun endgültig der Vorbereitung der Revolution.

Im November 1891 reiste er anlässlich der Gründung der „Patriotischen Junta“ nach Tampa, Florida. Die Organisierung der Unabhängigkeitsbewegung, die Vereinigung der zersplitterten kubanischen Emigranten zu einer Bewegung war bereits fortgeschritten, daß wenige Zeit später, am 5. Januar 1892 die Grundsätze

und Statuten der „Partido Revolucionario Cubano“ beschlossen werden konnten. Ende 1891 hatte Martí diese ausgearbeitet. Dort schreibt er, daß die PRC geschaffen worden sei, um „mit den vereinten Kräften aller Menschen guten Willens die völlige Unabhängigkeit der Insel Kuba zu erringen und die Unabhängigkeit Puerto Ricos zu fördern und zu unterstützen.“

Am 14. März 1892 erschien in der ersten Nummer der Parteizeitschrift „La Patria“ ein Grundsatzartikel von Martí: „Derjenige handelt verbrecherisch, der in einem Land einen Krieg befördert, der vermeidbar ist, sowie derjenige, der den unausweichlichen Krieg zu befördern unterläßt (...) Derjenige, der heute den Krieg nicht vorbereiten hilft, hilft schon, das Land zu zerstören (...) Es geht nicht um die Frage, ob der Krieg wünschenswert ist oder nicht, denn keine mitfühlende Seele kann ihn ersehen, sondern ihn auf eine Weise einzurichten, daß mit ihm der Republikanische Frieden einzieht (...)“

Die Partei wurde am 10. April in Key West, Tampa und New York öffentlich vorgestellt. Damit trat die Vorbereitung des Krieges in die letzte Phase. Martí begann eine umfangreiche organisatorische und propagandistische Tätigkeit, um die Arbeit der einzelnen revolutionären Gruppen in den USA und in den lateinamerikanischen Ländern zu koordinieren, eine Untergrundorganisation in Kuba zu schaffen und Gelder für dringende Aufwendungen, wie Waffenkäufe, aufzubringen. Am 13. September 1892 wendete er sich erneut an den in der Dominikanischen Republik lebenden General Gómez:

„Große Zeiten erheischen große Opfer. Und so wende ich mich vertrauensvoll an Sie mit der Bitte, den Händen Ihrer heranwachsenden Söhne und Ihrer Lebensgefährtin jene Güter zu überlassen, die Sie in harter Arbeit geschaffen haben; denn sie sollen unter Einsatz Ihres Lebens Kuba helfen, seine Freiheit zu erringen. Ich wende mich an sie mit der Bitte, Ihren stolzen Wohlstand und den ruhmreichen Frieden Ihrer Mühe einzutauschen gegen die Wechselfälle der Revolution und die Bitternis eines Lebens, das dem Dienst an den Menschen geweiht ist ...“ Gómez antwortete so kurz wie bündig: „Mein Schwert steht Kuba zu Diensten.“

Bis Anfang des Jahres 1893 waren in allen Provinzen Kubas Unterzentren der Befreiungsbewegung entstanden. Es wurden dort Waffenlager angelegt und die geplanten militärischen Aktionen konkretisiert.

Die in erster Linie für Waffenkäufe so notwendigen Spenden kamen in wesentlichen von den kubanischen Tabakarbeitern Floridas. Im Sommer 1893 fand ein erneutes Treffen zwischen Martí und Gómez in der Dominikanischen Republik statt. Anschließend begab sich Martí nach Costa Rica, um neben Gómez als Oberbefehlshaber auch Antonio Maceo als militärischen Führer für die Invasion auf Kuba zu gewinnen.

Der Aufstand sollte in allen Teilen Kubas mit der gleichzeitigen Landung von drei Abteilungen beginnen. Die eine Gruppe unter General Maceo sollte in Oriente an Land gehen, die zweite unter S. Sánchez und dem polnischen Freiwilligen Carlos Roloff in Las Villas und die dritte Gruppe unter Gómez in Camagüey.

24 Caudillo: allgemeine Bezeichnung für einen militärischen Diktator.

Am 10. Oktober 1894 beschlossen die kubanischen Arbeiter anlässlich des 26. Jahrestages des Beginns des „Zehnjährigen Krieges“, den Arbeitslohn dieses Tages für die Kasse der Revolutionären Partei zu spenden. Martí schrieb dazu in der Parteizeitung Patria:

„Der kubanische Arbeiter strebt nach Freiheit, weil er es müde ist, gefesselt zu sein, und weiter von einer schöpferischen Idee beflügelt wird, die das wirkliche Leben hervorgebracht hat, (...) an dem Tag, der dem Gedenken an unsere Helden gewidmet ist, hat der Kubaner sein Haupt über die Arbeit gebeugt, hat er mit seinen kräftigen Händen seinen namenlosen Beitrag in die Schatzkammer der Gerechtigkeit und der Ehre des Menschen eingebracht.“

Im Januar 1895, als die von Martí geplante Landung in Kuba unmittelbar bevorstand, beschlagnahmten die US-Behörden in dem kleinen Hafen Fernandina in Florida drei mit Waffen für Kuba beladenen Schiffe. Trotzallem wurde die geplante Landung weder aufgegeben noch verschoben. In den damit verbundenen starken Auseinandersetzungen innerhalb der Aufstandsbewegung wandte sich Martí mit seiner ganzen Autorität gegen diejenigen, die das Vorhaben nun für gescheitert erklärten.

Er reiste nach Santo Domingo zu General Gómez. Trotz aller Entschlossenheit den Beginn der Invasion nicht zu verschieben, fehlte das notwendige Geld, die beschlagnahmten Waffen zu ersetzen. Martí hatte sich bereits auf eine erneute Rückkehr nach New York vorbereitet, um eine kurzfristige Spendenaktion unter den kubanischen Emigranten durchzuführen, als aufgrund einer Falschmeldung in der Parteizeitung – der Führer der Kubanischen Revolutionären Partei, José Martí, und der Oberbefehlshaber der Aufständischen, General Máximo Gómez, seien auf Kuba gelandet und hätten sich an die Spitze des antspanischen Aufstandes gestellt – und der durch diese Meldung hervorgerufene Begeisterung in den Emigrantenkreisen, die benötigten Spenden „von alleine“ in die Kasse der Revolutionären Partei flossen.

Am 25. März unterzeichneten General Gómez und Martí das von ihm verfaßte und sogenannte „Manifest von Montecristi“, das Programm der Revolution.

Vor dem Aufbruch nach Kuba schrieb Martí noch Briefe an seine Freunde und die Familie. Im Bewußtsein, daß er nun seine gesamten Kräfte für die Revolution einsetzen mußte, brach er mit dem Betreten Kubas alle persönlichen Beziehungen vorläufig ab. In der Nacht des 11. April erreichten Martí, Gómez und vier weitere Revolutionäre die kubanische Küste bei Playitain der Provinz Oriente; vier Tage später wurde Martí zum Generalmajor ernannt.

Am 19. März 1895 fiel José Martí bei seinem ersten Angriff auf spanische Truppen. Er starb im Alter von 42 Jahren.

Trotz militärischer Erfolge unter den Generälen Gómez, Maceo und García konnte die spanische Kolonialherrschaft aufgrund interner Uneinigkeiten in der Revolutionsführung nicht gestürzt, jedoch auch andererseits die Befreiungsbewegung nicht durch den extremen Terror der Spanier unterdrückt werden. Spanien konnte zwar zu Reformen (wiederum ergebnislos) gezwungen werden, die entscheidende Wendung trat aber erst mit der militärischen Einmischung der USA im April 1898 (Spanisch-Nordamerikanischer-Krieg) ein. Die spanische Herrschaft wurde beseitigt, gleichzeitig jedoch auch die Revolutionsbewegung gestoppt.

Die am 21. Februar 1901 angenommene Verfassung wurde am 12. Juni unter dem Druck der USA durch den Platt-Zusatz – über das Interventionsrecht der USA und die „Verpachtung“ des Stützpunktes Guantánamo²⁵ – ergänzt, der Kuba de facto in ein Protektorat der USA verwandelte.

Nicht ganz sechzig Jahre nach dem Tod José Martí wurde am 26. Juli 1953 mit dem Sturm auf die „Moncada-Kaserne“ in Santiago de Cuba das Signal zur Fortführung der Revolution gegeben. Fünfeinhalb Jahre später sollte sie mit der Flucht des Diktators Batista im 1. J. 1959 und der Errichtung der „Revolutionär-Demokratischen-Diktatur“ zur Macht gelangen.

Fidel Castro sagte später:

„Martí lehrte uns seinen glühenden Patriotismus, seine leidenschaftliche Freiheitsliebe, die Würde und die Achtung des Menschen, seinen Abscheu gegenüber dem Despotismus und sein uneingeschränktes Vertrauen in das Volk. In seinem revolutionären Werk fanden wir das moralisch Fundament und die historische Rechtfertigung für unseren bewaffneten Kampf. Daher sagen wir, daß er der geistige Vater des 26. Juli ist (...)“

25 Mit dem Vertrag über die gegenseitigen Beziehungen vom 20. Mai 1934 bekamen die USA das Recht zugesprochen, solange den Stützpunkt als ihr Eigentum zu betrachten, bis beide Seiten „übereinkommen“, ihre gegenseitigen Vereinbarungen zu ändern oder aufzuheben.



Platz der Revolution, Havanna, Kuba, 1994

José Martí

Politiker in Versen und dichter in Handlungen

Schwer ist es den Dichter vom Politiker Martí zu trennen, wenn nicht gar falsch. Um seiner Bedeutung gerecht zu werden, muß José Martí nicht nur in einer Reihe gesehen werden, mit Bolívar, Sandino und Che, sondern auch mit Darío, Guillén und Márquez.

Denn der Literat und der Revolutionär sind nicht nur ein und dieselbe Person, sein Schaffen, seine Reden, Tagebuchnotizen und Briefwechsel, Kritiken, Bücher und Dramen bilden immer eine Einheit politischer Parteinahme und künstlerischer Gestaltung. Selbst seine Zeitungsartikel, angeboten auf dem „freien Markt“ des Journalismus, heben sich deutlich ab, von jener uns vertrauten trockenen Nachrichtensprache.²⁶ Sein Stil ist bildhaft und poetisch. Denn auch als Reporter will Martí nie den unbeteiligten Beobachter vortäuschen. Er leidet mit den Leidenden, er kämpft mit den Kämpfenden, die er beschreibt. Mag es humanistischer Auftrag genannt werden. Die Bezeichnung ist nicht wichtig. Wichtig ist der Sinn:

„Ein Mensch, der sich damit abfindet, ungerechten Gesetzen zu gehorchen, der zuläßt, daß man das Land seiner Geburt mit Füßen tritt und mißhandelt, ist kein aufrechter Mensch.“ Dieses Menschenbild kann als die Maxime seines eigenen Lebens betrachtet werden. Eine ebenso ungeheure Tragweite hat seine Forderung:

„Niemand hat das Recht ruhig zu schlafen, solange es noch einen unglücklichen Menschen gibt.“

Die meisten seiner Gedichte und Prosatexte beziehen sich auf unmittelbar politischen Stoff. Das ist unvermeidlich. Im Mittelpunkt des Martí'schen Schaffens steht die Geburt des neuen Menschen, die Qualen, die Hoffnung, und der Kampf, der sie begleitet²⁷. Selbst seine Liebesgedichte, wie z.B. aus dem Zyklus 'Einfache Verse' wurden von ihm selbst in einen ganz praktischen politischen Zusammenhang gestellt. (siehe die Gedichte: „Ich bin ein Mensch aufrecht und wahr“ und „Ein roter Blitzstrahl zerreißt die schwarze Gewitterwand“).

²⁶ Es sollte beachtet werden, daß auch heute noch allgemein in Lateinamerika die Kluft zwischen Literatur und Politik, sowie insbesondere zwischen den einzelnen Literatursparten und der Literaturkritik, erheblich weniger stark ausgeprägt sind als in Europa.

²⁷ Sein berühmtes „Guantanamera“ - hierzulande berühmter als er selbst! - beschreibt er nicht das karibische Idyll unter Palmen, im Gegenteil, es handelt von Martí's eigener Todesahnung und vor allem auch von seiner Angst, die sich anbahnenden Kämpfe nicht mitgestalten zu können.

Martí lehnt es in aller Schärfe ab, als unpolitischer Literat mißverstanden zu werden. „Weil mir das Leben bislang nicht genügend Gelegenheit gab, zu zeigen, daß ich Dichter in Handlungen bin, fürchte ich, wenn meine Verse vor meinen Aktionen bekannt werden, denken die Leute, ich sei, wie so viele nur Dichter in Versen.“ (Obras Completas: Bd. 2 S. 207)²⁸ Er verachtet die Poeten im Elfenbeinturm der reinen Ästhetik: Er will nicht „schmachtend alltägliche Wehwehchen besingen, inhaltsleere Geschichten erzählen, ausschließlich belanglose persönliche Qualen zur Schau stellen.“ (O.C., 7/380)²⁹ „Das Recht zuerst und dann die Kunst. (...) Wenn man sich nicht der Freiheit erfreut, ist die einzige Entschuldigung für die Kunst, ihr einziger Daseinsgrund, sich in ihren Dienst zu stellen.“ (O.C., 15/433)

Der künstlerische Ausdruck, die Freude an der Schönheit, das tief empfundene Gefühl, sie gehören für Martí zur unabdingbaren Lebensäußerung jenes befreiten Menschen, in dessen Dienst er sich stellt. Es ist ein Dienst, in den er sich mit dem Einsatz seines Lebens stellt, ein Dienst an der Seite der Unterdrückten, der Schwachen, der Armen, der Erniedrigten. Dies ist Martí's grundlegendste Eigenschaft.

Martí ist nicht so einfach zu fassen: Das herausstellen eine seiner Seiten birgt immer die Gefahr der Unterschlagung seiner anderen Seiten.

Martí ist Revolutionär, und ungestüm ist seine Kunst. „Um Dichter zu sein, muß man das Ende der Schlacht abwarten – es sei denn, man ist Dichter des Kampfes“, (O.C., 15/28)

Viele seiner Artikel, wie z.B. für „La Nación“ werden vom Herausgeber 'entschärft' und abgeschwächt in ihrem Angriff auf die herrschenden Mächte (v.a. Die USA). So offene Worte könne man sich nicht leisten – angesichts der Macht des Gegners.

Dabei ist er sich der formalen Seite der Lyrik bewußt, schreibt sich keineswegs nur spontan 'von der Seele'. Wohlüberlegt gestaltet Martí daher die Form „meiner Poetik, (... warum ich bestimmte Konsonanten wiederhole, oder sie so anordne und gruppiere, oder warum sie über das Auge und das Gehör die Empfindung treffen, oder warum ich sie überspringe, wenn der ungestüme Gedanke keine Reime verlangt noch Zierrat duldet.“ ('Einfache Verse')

28 Im folgenden zitiert als: (O.C. Bd./S.).

29 Den zeitgenössischen Symbolismus, „l'art pour l'art“ und andere Strömungen lehnt er deshalb ab: „Die Franzosen, die in dieser Epoche nicht viel zu sagen haben, polieren und wischen die Form oder reimen aus Angabe oder zur Unterhaltung im Stil der spitzenbesetzten Ärmel, die jetzt in Mode sind.“ (O.C., 5/190)

José Martí – Vordenker des freien Amerika

Martí legte Grundsteine für eine lateinamerikanische Literaturtheorie und Literaturverständnis, das in unserem Jahrhundert Nobelpreisträger hervorbringen wird.

Einer seiner größten Verdienste war die Rückbesinnung auf die eigenen lateinamerikanischen Wurzeln der Kultur, besser gesagt, ihre Neuentdeckung. Martí schenkte Lateinamerika jenes Selbstbewußtsein, das von den Konquistadoren bis zu den heutigen selbst ernannten Ordnungshütern der 'Neuen Weltordnung' systematisch zertrümmert wurde und wird. In den 'Indianischen Ruinen' entdeckt er die Zeugen der alten, zerstörten Hochkultur. Er formt daraus das Material für eine im Wortsinne lateinamerikanische Renaissance. „Die Geschichte Amerikas, von den Inkas an, muß man im kleinen Finger haben, auch wenn man die Archonten Griechenlands nicht beherrscht. Unser Griechenland ist dem Griechenland vorzuziehen, das nicht unseres ist.“ (Unser Amerika“)

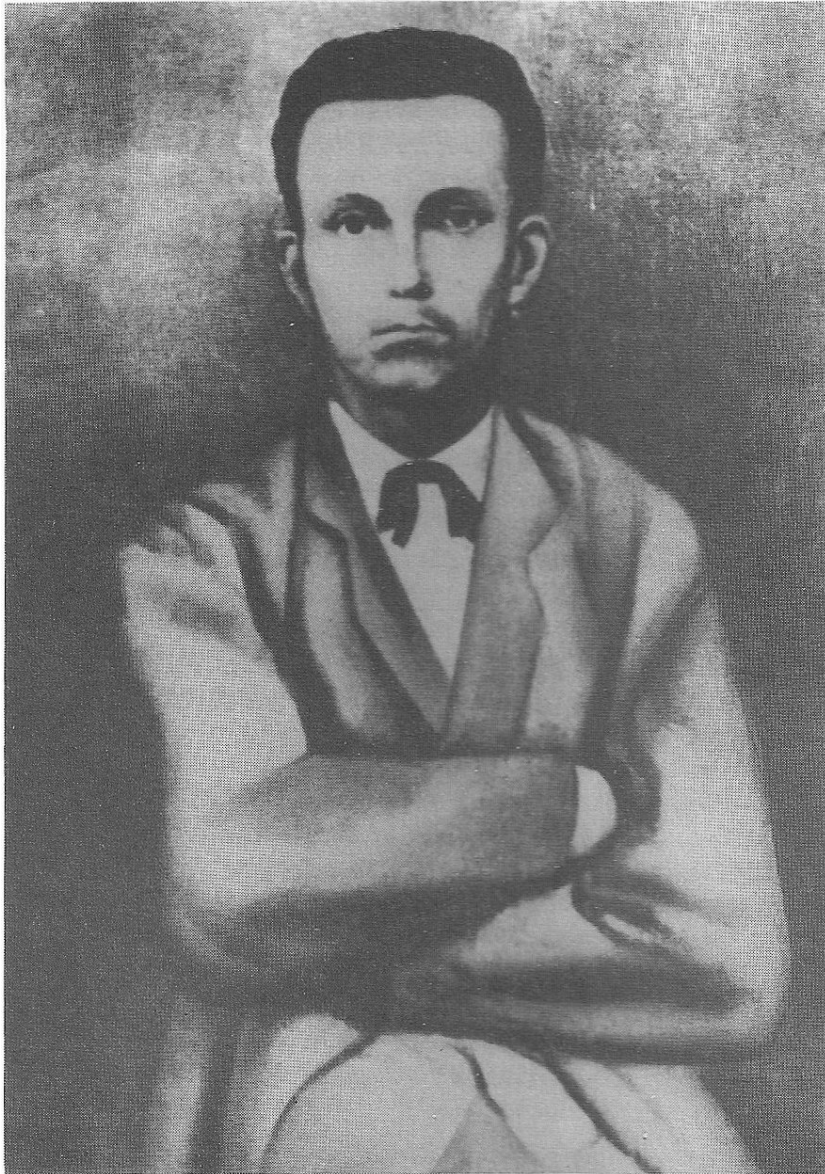
Martí schuf jenes Selbstbewußtsein, das seine Heimat, Kuba, die Unverfrorenheit aufbringen läßt, vor der Haustüre des Giganten USA unbeirrbar den eigenen Weg zu verfolgen. „Die Regierung muß in dem Land geboren werden. Der Geist der Regierung muß der des Lebens sein. Die Regierungsform muß sich den dem Lande eigenen Gegebenheiten anpassen.

Mit einem Dekret von Hamilton bringt man nicht einen Pampahengst zum Stehen.“ (H.O. Dill: Sieben Aufsätze zur lateinamerikanischen Literatur, Berlin und Weimar, 1975; S. 18)³⁰

Daß er sich dabei nicht auf kulturtheoretische Exkurse und Analysten beschränken kann, sondern aktiv in das politische Kampfgeschehen eingreifen muß, ist für ihn, wie gesagt, eine Selbstverständlichkeit. „Es gibt keine Literatur, die Ausdruck ist, solange nicht das existiert, was sie ausdrücken soll. Spanischamerikanische Literatur wird es nicht geben, solange es nicht Spanischamerika gibt.“ (O.C., 6/450)

„Dennoch kann sie (die Literatur) den Prozeß der Entkolonisierung vorantreiben.“ (Dill, 1975; S. 20) Martí will die Völker aus 500-jährigem Schlaf wecken, in ihrer Sprache, mit ihren Bildern, ihren Bedürfnissen und Hoffnungen. In seinen Reden und Schriften ist er unablässig bemüht, ihnen ihre Geschichte zurückzugeben, ihren Stolz, ihre Lebensweise, ihre Kultur, ihre Mythen, ja sogar ihre Natur. „Das ist der Unterschied, der zwischen einem Urwald und einem Park existiert. Im Park ist alles sauber und verschnitten, mit Kies bestreut, eine Wohnung für die Blume, das Entzücken des Gärtners. Wer aber wagt, mit einer Gärtnerschürze oder einer

30 Im folgenden zitiert als: (Dill, 1975; S.).



José Martí vor seiner Verbannung nach Spanien 1871

Rosenschere in den Urwald zu gehen?“ (O.C. 5/137)³¹

Amerika, genauer gesagt Lateinamerika, ist eine eigene Welt. Sie braucht ihre eigene Sprache, ihre eigene Literatur.

Für die Nachäffung Europas hat Martí ebenso sehr nur Hohn übrig, wie für die billigen Klischeevorstellungen über Lateinamerika, wie sie heute noch unter dem falschen Stichwort 'Volkskunst', 'Folklore der Welt' durch unsere Medienlandschaft, durch Reiseprospekte, Feuilletons und Schlagerparaden geistern³²: Er geißelt die kolonialistische Überheblichkeit in Theaterstücken, in denen „keine Amerikanerin ohne Hängematte“ und „kein Mann der Neuen Welt ohne Panamahut“ vorkommen. Er fördert und unterstützt jedoch sehr die wirkliche Folklore, die Volksdichtung und -gesänge der verschiedenen Länder Mittelamerikas, in denen er sich während seiner Verbannung aufhält. Auch in seinen 'Einfachen Versen' verarbeitet er kreolisch-lateinamerikanische Volksdichtung, lehnt sie an die Folklore der Dominikanischen Republik an.

Bewußt wertet er die alte indianische Mythologie auf und übersetzt längere Passagen des „Popol Vuh“, des heiligen Buches der Quiché-Indianer Guatemalas³³ (O.C., 4/316), : „Das waren die Völker, die die Milchstraße 'Weg der Seelen' nannten (...), die sich nicht wie die Hebräer vorstellten, die Frau sei aus einem Knochen und der Mann aus Lehm gemacht, sondern beide seien gleichzeitig aus dem Samen einer Palme geboren.“ (O.C., 8/335)

Als erster Kritiker des Kontinents schenkt er der aufkeimenden Arbeiterliteratur Aufmerksamkeit.

Er nutzt jede Möglichkeit, der übermächtigen Arroganz der Kolonialisten ein autochthones³⁴ Selbstbewußtsein der vermeintlichen 'Barbaren' entgegenzusetzen. Er unterscheidet sich damit von seinen Zeitgenossen, die die indianische Kultur nur exotisierend, mit europäischem Blick verarbeiten können.

Er ist dabei jedoch alles andere als ein bornierter Provinzialist: Sein Werkverständnis negiert keineswegs die großen Kulturleistungen Europas, von der antike bis zu unserer Zeit. Es will sie in einer unverwechselbaren Kultur Lateinamerikas, „Unseres Amerikas“ aufgehoben wissen, einer Kunst, „in der sich der Mensch wiedererkennt und schätzt als lebendigen und brüderlich verbundenen Teil der übrigen Menschheit des Universums“. (O.C., 15/432) Er setzt sich deshalb

31 Der Nativismus wird später den Kampf zwischen Mensch und Natur zu seinem Hauptthema machen.

32 Auch sein Lied Guantanamera wird meist in verballhornter Textfassung zum besten gegeben.

33 Mythen nennt er „als Dogma stets falsch“, aber „ewig wahr als Poesie“ (Dill, 1975; S. 22/23.)

34 bodenständiges

auch kritisch mit der zeitgenössischen Strömung des Kostumbrismus³⁵ auseinander, die lediglich eine Wiedergabe der örtlichen Eigenheiten, Sitten und Charaktere faktengetreu wiederzugeben imstande war, und dabei nur geringe ästhetische wie auch psychologische Tiefe erreichte.

Martí übersieht keineswegs die ökonomische und technische Rückständigkeit Lateinamerikas in der Welt des ausgehenden 19. Jahrhunderts, den ganz realen Zusammenprall der Epochen, der die lateinamerikanische Wirklichkeit auszeichnet. Er will diesen Gegensatz auch nicht leugnen, er bekräftigt ihn sogar und nennt ihn ein Wunder: „Es ist ein Wunder, daß im tiefen Tal der Landmann Zuckerrohr sät, während hoch am Himmel donnernd, triumphierend, hochmütig und kühn die Eisenbahn fährt. (...) Unser Amerika ist voller Wunder.“ (O.C., 7/174 und 218)

Die poetische Anerkennung von Wundern, die die lebendigen Widersprüche nicht glätten will, die keine Leugnung des Wirklichen, sondern ihre Konkretisierung und Vertiefung verfolgt, hat Martí als Erster in Lateinamerika formuliert. Dies macht ihn zum Begründer des „magischen Realismus“ eines Asturias und García Márquez, sowie des „Realismus des Wunderbaren“ Guilléns, und vieler anderer, die dem lateinamerikanischen Roman in unserem Jahrhundert zur Weltgeltung verhelfen.

Tatsächlich fordert Martí zugleich eine realistische Auffassung und Anwendung der Literatur. Er kritisiert weltfremde Stücke und solche, die mit der Wirklichkeit des Betrachters nichts zu tun haben: „Diese Art von Stücken enthalten Charaktere, die in Mexiko unbekannt sind; sie sind für eine Gesellschaft bestimmt, die von der unseren verschieden ist.“ Er kritisiert, daß „die mexikanischen Talente ... die Schaffung eines eigenen Theaters umgehen, das Kopie, Überprüfung und Darstellung der spezifischen Natur ist, in der sie leben.“ (O.C., 15/62)

„Wenn im Drama keine menschlich wahrscheinliche Handlung entwickelt wird: welche Lehre soll dann im Geist für eine Handlung zurückbleiben, die niemals verwirklicht werden kann?“ (O.C., /432)

In Martí's Realismuskonzeption äußert sich ein Geschichtsbild, das er selbst folgendermaßen beschreibt: „Wenn die Umstände der Menschen sich ändern, ändert sich auch die Literatur, die Philosophie und die Religion, die ein Teil von dieser ist.“ „Jede Erschütterung in der Geschichte bringt seinen Ausdruck in die Literatur ein. So kann durch verschiedenen Phasen hindurch die Geschichte der Völker wahrheitsgetreuer als durch ihre Chroniken und Annalen erzählt werden.“ (O.C., 13/134 und 333)³⁶

35 Von spanisch: Costumbre = Sitte

36 Es ist nach wie vor noch ungeklärt, wie weit die Bekanntschaft Martí mit den politischen und philosophischen Schriften des Sozialismus reichte. Auf alle Fälle kommt Martí hiermit dem Ansatz von Karl Marx sehr nahe, welcher schrieb: „Das Bewußtsein kann nie etwas anderes sein, als das bewußte Sein, und das Sein der Menschen ist ihr wirklicher Lebensprozeß. Nicht das Bewußtsein bestimmt das Leben, sondern das Leben bestimmt das Bewußtsein. Die herrschenden Gedanken sind nichts weiter, als der ideelle Ausdruck der herrschenden materiellen Verhältnisse (...)“ (Karl Marx: „Feuerbach – Gegensatz von materialistischen und idealistischer Geschichtsauffassung“, in „Deutsche Ideologie“, 1848)

Dies ist für Martí allerdings kein Grund, die Literatur zu vernachlässigen, oder von der Politik abzutrennen. Er will mit seiner Kunst eingreifen und wirken in seiner Zeit.

Martí bejahte das Träumen als Quelle der Kraft und Inspiration und war doch zugleich scharfsinniger Realist und Analytiker. Er erkannte „als erster die Gefahr des heraufziehenden USA-Imperialismus und sah die ökonomische Ausplünderung und politische Bevormundung durch die USA und die damit verbundenen Verewigung der Rückständigkeit Lateinamerikas voraus. (...) Martí erkannte ferner, daß Kunst und Literatur des Kontinents als Folge der unvollendeten Revolution ebenfalls einen kolonialen Charakter bewahrt hatten. Sie folgten im 19. Jahrhundert im wesentlichen sklavisch den Strömungen und Moden Westeuropas, vor allem Spaniens und Frankreichs, und übernahmen von diesen Ländern mit ganz anderer Gesellschaftsstruktur ihre Themen und Gestaltungsmittel.“ (Dill, 1975; S. 9)

José Martí – Dichter des Volkes

Martí steht nicht nur für die kulturelle Emanzipation Lateinamerikas von Europa, er ist auch ein Volksdichter in dem Sinn, daß er den Stoff seiner Werke weniger in Kronen und Thronen findet, als vielmehr im Dasein des einfachen Volkes, der Sklaven, der Bauern, Tagelöhner und Arbeiter, des Volkes aller Hautfarben, der Schwarzen, der Mulatten, der spanischen und kreolischen Weißen, der Mestizen und der Indios. Er sieht den Einzelnen immer als ein Teil seines Volkes. „nichts ist ein Mensch an sich. Und was er ist, legt sein Volk in ihn hinein.“ (O.C., 13/34)

„Die Dichtung ist zugleich das Werk des Barden und des Volkes, das sie inspiriert: sie ist dauerhaft, wenn sie das Werk aller ist.“ Die Kraft seiner Dichtung schöpft er aus der Kraft der Völker, die um ihre Befreiung kämpfen. Und das Volk ist bei ihm nicht nur passiver Konsument der Kunst, es soll selbst Kunstschaffender werden.

Was es dazu braucht, ist Bildung. Martí betont die Notwendigkeit, das kulturelle Niveau der Volksmassen zu heben, anstatt mit der Kunst zum unentwickelten Geschmack hinabzusteigen. Es ist daher nur folgerichtig, daß sich Martí auch zeitlebens vehement mit pädagogischen Fragen und Theorien auseinandersetzt. Um nur ein Beispiel seiner pädagogischen Ansätze zu nennen: Martí erkennt, wie schädlich es ist, daß in den bisherigen Gesellschaften Hand- und Kopfarbeit getrennt sind, daß sich die tiefe Kluft zwischen den geistig arbeitenden Schichten und den einfachen Bauern und Arbeitern, die von ihrer Hände Arbeit leben, aufbaut. Sein Konzept sieht daher vor, bereits die Kinder in der Schule, und zwar alle gemeinsam, in geistigen und körperlichen Fähigkeiten zu üben und auszubilden; neben dem 'Schulstoff' auch Handwerk, Unterweisung in Anbaumethoden, etc. auf den Lehrplan zu setzen. Die Notwendigkeit einer Bildungsreform und einer vollständigen Alphabetisierung entwickelt er zu einem Kernpunkt seines politischen Programms. Uns seine Heimat Kuba ist, heute darin Vorbild für ganz Lateinamerika, ja sogar für den gesamten Kontinent.³⁷

Martís Kunst ist historisch konkret. Er will damit in die Kämpfe seiner Zeit eingreifen, genauso wie mit seiner praktischen politischen Arbeit, der Organisierung des Befreiungskrieges auf Kuba. So tragen seine Werke in verschiedenen Phasen verschiedenen Züge, wie sich insbesondere an seinen Gedichten feststellen läßt. In manchen seiner Schriften bemüht er sich um besondere Einfachheit und Verständlichkeit, in anderen verklausuliert er seine Gedanken oder verlegt sie in längst vergangene Epochen, um sie durch die Zensur zu bringen, in anderen wiederum bedient er sich eines hockomplizierten Ausdrucks. Sehr bewußt setzt er auch scheinbar persönliche Texte ein, um bestimmten Strömungen oder politischen

³⁷ Die Analphabetenrate Kubas liegt deutlich unter der der Vereinigten Staaten.

Bewegungen zum Durchbruch zu verhelfen, beziehungsweise drohende Gefahren abzuwenden.³⁸

Doch bei alledem sollte nicht vergessen werden: Seine Kunst bringt nicht nur theoretische Einsichten zum Ausdruck und besitzt weit mehr als nur die Funktion einer Waffe im politischen Kampf, sondern „Hiebe sind es, die aus meinem Inneren kommen. Ich flicke sie nicht aus diesem und jenem zusammen, ich schöpfe sie aus mir selbst. Sie sind nicht mit akademischer Tinte sondern mit meinem eigenen Blut geschrieben.“ ('Freie Verse')

Einführung ins lyrische Werk

Drei Gedichtzyklen werden in dieser Broschüre in kleinen Auszügen vorgestellt, die 'Kubanischen Verse' mit dem Gesicht „Zwei Vaterländer“, die 'Einfachen Verse' mit den Gedichten „Ich bin ein Mensch, aufrecht und wahr“ und „Ein blutroter Blitzstrahl zerreißt die schwarze Gewitterwand“ und die 'Freien Verse' mit „Pollice Verso“ und „Festmahl der Tyrannen“. Die Gedichtbände enthalten oft zwanzig und mehr einzelne Gedichte, die Martí in seinen Einleitungen selbst und charakterisiert und vergleicht:

Die **Kubanischen Verse (Versos Cubanos)**, auch „Blumen der Verbannung“ (Flores del Destierro) genannt, wurden erst 1933 veröffentlicht.

Martí verfaßte diese Gedichte im Exil. Sie beschreiben kein glückliches, erfülltes Leben in Ruhe und Harmonie. Sie sind „so voller Zorn (...) am besten dort, wo man sie nicht sieht.“

„Seite für Seite Papierverbrauch ich:
Gedanken, Ratschläge, Zorn, wilde Lettern (...)
(...) Und was ich schreibe
streich ich um Gottes willen, denn das Verbrechen
das Verbrechen beging doch meine Brüder!“

(Aus seinem Gedicht: „Dem Fremden“, Kubanische Versen)

Er vergräbt sich („ich zittere vor der Sonne: ich will seh'n, wo der Maulwurf seine Gänge gräbt“), er schämt sich („und wo es nicht Ehre nur Asche gibt“). Der Grund dafür ist, „daß mein Vaterland sich einlassen will mit dem barbarischen Fremdling!“ („Dem Fremden“)

Martí treibt die allzu berechtigte Sorge um, die Bewegung für die Unabhängigkeit von Spanien könnte Kuba schnurstracks in die Abhängigkeit von den USA treiben.

³⁸ Hierauf wird in den Anmerkungen zu den Originaltexten genauer eingegangen.

Martí leidet darunter im Exil zu sitzen, während auf Kuba der Krieg um Unabhängigkeit geführt wird. Es sucht nach Rechtfertigungen für das Verfassen von Poesie in Zeiten des politischen Umbruchs: „Ich raube dem Schlaf Stunden, die einzigen, die mir gehören. Denn ich glaube, der Ausdruck ist der Gatte der Handlung, und solange es zu tun gibt, scheint mir der bloße Ausdruck eine unwürdige Verwendung der Manneskraft zu sein.“ Und doch stellt er sich hinter seine Lyrik: Ich verachte alles, was von mir ist; doch diese Verse – voll Qual und Zorn, düster und streitbar – liebe ich heiß und innig.“ Denn in und hinter der Düsternis der Verse kommt etwas Wunderbares zum Vorschein:

„Es scheint, als steige aus den Versen, ihre Wunden verbergend, eine düstere Seele auf, die schnell durch den finsternen Raum emporstrebt, in schwarze Kleidung gehüllt. Wie seltsam, wenn sich die schwarzen Hüllen öffneten und aus ihnen ein Rosenstiel herabfiel!
Blumen der Verbannung“

(„Blumen der Verbannung“)

Die **Einfachen Verse (Versos Sencillos)** erschienen 1891 in New York.

Auch in ihnen zieht sich die Sorge um Kuba wie ein roter Faden durch. In der Einleitung zu seinen Einfachen Versen schreibt er über die Entstehungsgeschichte: „Es war in jenem Winter der Angst, da sich aus Unwissenheit oder fanatischem Glauben, aus Furcht oder Höflichkeit, in Washington die hispanoamerikanischen Völker unter dem Zeichen des gefürchteten Adlers versammelten. Und die Agonie, in der ich lebte, bis ich die Besonnenheit und den Mut unserer Völker bestätigt fand; und der Schrecken und die Scham, die die berechtigte Furcht in mir wachriefen, wir Kubaner mit unseren Vatermörderhänden könnten den wahnsinnigen Plan unterstützen, zum alleinigen Vorteil eines neuen hinterhältigen Herrn unsere Insel von dem Vaterland, dem hispanoamerikanischen Vaterland zu trennen.“ Es macht ihn regelrecht krank: „Der Arzt schickt mich ins Gebirge“. Hier schreibt er die Gedichte: „Bäche fließen munter, dunkle Wolken ballen sich zusammen, und ich schreibe Verse.“ Daß mit den dunklen Wolken nicht nur die meteorologische Situation Lateinamerikas gemeint ist, versteht sich von selbst.

Er sagte diese Gedichte seien, „wie spielerisch geschrieben (...) weil ich das Einfache liebe, weil ich an die Notwendigkeit glaube, das Gefühl in schlichte aufrichtige Worte zu fassen.“

Der dritte, hier auszugsweise vorgestellte Gedichtzyklus heißt Freie Verse (**Versos Libre**), in der Unterzeile 'Meine Verse' (Mis Versos).

Sie wurden bereits 1878, im Alter von 25 Jahren geschrieben, jedoch erst 1913 veröffentlicht. Frei ist hier nicht im Sinne von politischer Freiheit, Unabhängigkeit zu verstehen (obwohl dies Thema sich durchzieht), sondern Martí hat offenbar lange nach der geeigneten Form für seine Gedanken gesucht (daher auch die Unterzeile).

Er sieht in seinem Stil: „Sonderbarkeit, Einzigartigkeit, Überstürzung, Häufung, Leidenschaftlichkeit meiner Visionen“.

„Dies sind meine Verse. Sie sind, wie sie sind. Ich habe sie von niemand geliehen. Solange ich meine Visionen nicht unversehrt in eine ihnen gemäße Form kleiden konnte, ließ ich meine Visionen umherfliegen. O, manch ein goldener Freund ist niemals wiedergekehrt!“ Und er charakterisiert „den ausgefeilten Vers, der wie Porzellan vibriert, wie ein Vogel fliegt, wie eine Lavazunge glüht und alles mit sich reißt. Der Vers muß sein, wie ein gleißendes Schwert.“ Er nennt sie auch „meine zottigen Elfzeiler, die geboren wurden aus großen Ängsten oder aus großen Hoffnungen, aus unbändiger Freiheitsliebe oder aus großen Hoffnungen, aus unbändiger Freiheitsliebe oder aus schmerzlicher Liebe zur Schönheit.“

Sehr nah beisammen liegen in diesen Gedichten das Kämpferische und die Liebe zur Welt, die Liebe zum Menschen. Im Gedicht „Eisen“, das mit den Worten endet: „Das Eisen befruchtet das Land und der Schlag das Eisen“, findet sich zugleich ein Satz von ungeheurer Poesie und zärtlicher Hoffnung in das Leben:

„Die Erde muß Licht sein, und jedes Lebewesen soll Sternenglanz spiegeln.“ Dieser Satz ist für ihn Programm. Und dieses Programm, in der Verbindung mit unnachgiebigem Kampf um seine Erfüllung – das ist José Martí!

YO SOY UN HOMBRE SINCERO (Guantanamo)

Yo soy un hombre sincero
de donde crece la palma,
y antes de morirme quiero
echar mis versos del alma.

Yo vengo de todas partes,
y hacia todas partes voy:
arte soy entre las artes,
en los montes, montes soy.

Yo sé los nombres extraños
de las yerbas y las flores,
y de mortales engaños,
y de sublimes dolores.

Yo he visto en la noche oscura
llover sobre mi cabeza
los rayos de lumbre pura
de la divina belleza.

Alas nacer vi en los hombros
de la mujeres hermosas:
y salir de los escombros,
volando las mariposas.

He visto vivir a un hombre
con el puñal al costado,
sin decir jamás el nombre
de aquella que lo ha matado.

Rápida, como un reflejo,
dos veces vi el alma, dos:
cuando murió el pobre viejo,
cuando ella me dijo andió.

Temblé una vez – en la reja,
a la entrada de la viña,
cuando en la frente a mi niña.

ICH BIN EIN MENSCH; AUFRECHT UND WAHR (Guantanamo)

Ich bin ein Mensch, aufrecht und wahr,
unter Palmen bin ich zu Haus,
und ich werf meiner Verse Schar,
eh ich sterbe, aus mir heraus.

Ich komme von überallher
und gehe überallhin,
ich bin Kunst unter Künsten so sehr,
wie ich Berg in den Bergen bin.

Seltsame Namen genug
weiß ich von Blumen und Gras
und von tödlich bösem Betrug
und Schmerzen im Übermaß

Nachts sah ich herniederfallen
und über mein Haupt sich ergießen
des reinen Lichtes Strahlen, die aus göttlicher Schönheit fließen.

Ich sah, wie den Schultern der Frauen
schwellende Flügel entstiegen,
ich sah aus Ruinen, den grauen,
Schmetterlinge auffliegen.

Ich sah einen Menschen leben,
in der Seite den Dolch, blutgerötet,
ohne je preiszugeben
die Liebe die ihn getötet.

Wie einen flüchtigen Hauch
sah ich zweimal die Seele hier,
beim Tode des alten und auch,
als sie Abschied nahm von mir.

Dort am Zaun, wo der Weinberg beginnt,
wurde ich einmal sehr schwach,
als die grausame Biene mein Kind
jäh in die Stirne stach

Gocé una vez, de tal suerte
que gocé cual nunca: - cuando
la sentencia de mi muerte
leyó al alcaide llorando.

Oigo un suspiro, a través
de las tierras y la mar,
y no es un suspiro, - es
que mi hijo va a despertar.

Si dicen que del joyero
tome la joya mejor,
tomo a un amigo sincero
y pongo a un lado el amor.

Yo he visto al águila herida
volar al azul sereno,
y morir en su guarida
la víbora del veneno.

Yo sé bien que cuando el mundo
cede, lívido, al descanso
sobre el silencio profundo
murmura el arroyo manso.

Yo he puesto la mano osada,
de horror y júbilo yerta,
sobre la estrella apagada
que cayó frente a mi puerta.

Oculto en mi pecho bravo
la pena que me lo hiere:
el hijo de un pueblo esclavo
vive por él, calla y muere.

Todo es hermano y constante,
todo es música y razón,
y todo, como el diamante,
antes que luz es carbón.

Yo sé que el necio se entierra
con gran lujo y con gran llanto. -
Y que no hay fruta en la tierra
como la del camposanto.

Und eines genoß ich einmal
mehr als alles genoß ich das:
Als der Richter weinend im Saal
mein Todesurteil verlas.

Ich hör einen seufzenden Ton
über änder und Meere im Wind -
kein Seufzer! Es ist mein Sohn,
der zu erwachen beginnt.

Laß sie sagen: Beim Juwelier
liegt der schönste Stein dir bereit!
Einen ehrlichen Freund nehm ich mir
und lasse die Liebe beiseite.

Des verwundeten Adlers Drift
sah ich hoch im heiteren Blau
und sterben am eigenen Gift
die Viper in ihrem Bau.

Wohl weiß ich, wenn sich die Welt
ermattet zum Schlaf niederlegt,
daß unter der Stille Zelt
sich murmelnd der Bach bewegt.

Die kühne Hand legt sich gern -
sie erstarrte vor Jubel und Schreck -
auf den erloschenen Stern,
der stürzt auf meinen Weg.

Tief im Herzen verberge ich schon
die Qual, die mein Leben verdirbt:
Des versklavten Volkes Sohn
lebt für sein Land, schweigt und stirbt.

Alles hat Schönheit, Bestand,
ist Vernunft, Musik und Gedicht,
und alles ist wie der Diamant,
Kohle erst und dann Licht.

In Deiner Torheit verlangst
mit Pomp du begraben zu werden,
und so groß wie die Friedhofsangst
ist keine andre auf Erden.

Callo, y entiendo, y me quito
la pompa del rimador:
cuelgo de un árbol marchito
mi muestra de doctor.

EL RAYO SUCRA SANGIENTO

El rayo sucra, sangriento
el lóbrego nubarrón:
echa el barco, ciento a ciento
los negros por el portón.

El viento, fiero quebraba
los almacigos copudos
andaba la hilera, andaba
de los esclavos desnudos

El temporal sacudia
los barracones henchidos:
una madre con su cría
pasaba, dando alaridos

Rojo, como en el desierto,
salió el sol al horizonte
a alumbró an un esclavo muerto,
colgado a un seibo del monte.

Un Nino lo vió: tembló
de pasión por los que gimen:
y, al pie del muerto, juró
lavar con su vida el crimen!

Ich schweig und versteh – den Prunk
des Reimeschmieds lege ich ab
und hol vom verdorrten Strunk
meinen Doktormantel herab.

EIN BLUTROTER BITZSTRAHL ZERREIßT DIE SCHWARZE GEWITTERWAND

Ein blutroter Blitzstrahl zerreißt
die schwarze Gewitterwand.
Das Schiff spuckt – zu Hunderten meist -
aus der Luke die Schwarzen an Land.

Jagende Stürme zerfetzten
der Schonungen dichtes Grün.
In endlosen Reihen hetzten
die nackten Sklaven dahin.

Wild rüttelte der Wind
an den vollgestopften Hütten,
eine Mutter mit ihrem Kind
lief klagend, mit raschen Schritten.

Als die Sonne am Himmel so rot
wie in der Wüste aufging,
traf ihr Strahl einen Sklaven, der tot
an einem Ceiba-Baum hing.

So sah ihn ein Kind. Voller Qual
und Schauer vor diesem Verbrechen,
schwor es, die Leidenden all
mit seinem Blute zu rächen.

DOS PATRIAS

Dos patrias tengo yo: Cuba y la noche.
 ¿O son una las dos? No bien retira
 su majestad el sol, con largos velos
 y un clavel en la mano, silenciosa
 Cuba cual viuda triste me aparece.
 ¡Yo sé cual es ese clavel sangriento
 que en la mano le tiembla! Está vacío
 mi pecho, destrozado está y vacío
 en donde estaba el corazón. Ya es hora
 de empezar a morir. La noche es buena
 para decir adiós. La luz estorba
 y la palabra humana. El aniversario
 habla mejor que el hombre.

Cual bandera
 que invita a batallar, la llama roja
 de la vela flamea. Las ventanas
 abro, va estrecho en mí. Muda, rompiendo
 las hojas del clavel, como una nube
 que enturbia el cielo, viuda, pasa ...

ZWEI VATERLÄNDER

Zwei Vaterländer habe ich: die Nacht
 und Kuba. Oder sind sie ein? Kaum hat
 die Sonne ihre Majestät verborgen,
 erscheint, verschleiert, in der Hand die Nelke,
 das stille Kuba, einer Witwe gleich
 in Trauer. Oh, ich kenn die Nelke, blutig
 und zitternd, ausgehöhlt ist meine Brust,
 zerstört und leer, wo mir das Herz geschlagen.
 Zeit ist es, einmal an den Tod zu denken,
 die Nacht lädt uns zum Abschiednehmen ein.
 Das Licht stört wie das menschliche Gespräch.
 Das Weltall spricht viel deutlicher und klarer
 und besser als der Mensch.

Wie eine Fahne
 die uns zum Kampf ruft, flackert hell und lodern
 der Kerze Flamme. Mutlos öffne ich
 die Fenster: Stumm, der Nelke Blätter knickend,
 das Firmament wie eine Wolke trübend,
 geht Kuba dort vorbei im Witwenschleier ...

POLLICE VERSO

(Memoria de presidio)

¡Si! ¡Yo también, desnuda la cabeza
de tocado y cabellos, y a tobillo
una cadena lúrdá, heme arrestado
entre un montón de sierpes, que revueltas
sobre sus vicios negros, parecían
esos gusanos de pesado vientre
y ojos viscosos, que en hedionda cuba
de pardo lodo lentos se revuelcan!
(...)

Y aún me aterro
de ver con el recuerdo lo que he visto
una vez con mis ojos. Y espantado
¡póngome en pie, cual a emprender la fuga!
¡Recuerdos hay que queman la memoria!
¡Zarzal es la memoria; mas la mía
es un cesto de llarnas! A su lumbre
el porvenir de mi nación preveo.
Y lloro. Hay leyes en la mente, leyes
cual las del río, el mar, la piedra, el astro,
ásperas y fatales:
(...)

Ese almendro
que con su rama ascura en flor sombrea
mi alta ventana, viene de semilla
de almendro; y ese rico globo de oro
de dulce y perfumoso jugo lleno
que en blanca fuente una niñuela cara,
flor del destrierro, cándida me brinda,
naranja es, y vino de naranjo.
(...)

Y el suelo triste en que se siembran lágrimas,
dará árbol de lágrimas. La culpa
es mandre del castigo. No es la vida
copa de mago que el capricho torna
en hiel para los míseros, y en férvido
tokay para el feliz. La vida es grave,
y hasta el pomo ruin la daga hundida,
el flojo gladiator clava en la arena.

POLLICE VERSO

(Erinnerung an das Gefängnis)

Gewiß! Auch ich, den Schädel nackt und kahl,
nicht Haar noch Kappe, um die wunden Knöchel
die schwere Kette, kroch ich hin inmitten
des Knäuls von Schlangen, aufgerollt auf ihren
finsternen Lastern, jenen Würmern ähnlich,
die in den Kübeln voll Gestank und Schlamm
mit aufgequollnem Bauch, verklebten Augen
verschlungen ineinander wühlen.
(...)

Ich bin entsetzt
wenn ich zurück mir rufe,
was ich mit meinen Augen einst gesehn.
Erschrocken spring ich auf, als wollt ich fliehn!
Erinnerungen gibt's, die das Gedächtnis
einäschern. Dieses Dornengestrüpp. Jedoch
das meine ist ein Flammenkorb, in dessen
Schein ich die Zukunft meines Landes sehe.
Ich weine. Der Verstand, er birgt Gesetze,
wie die des Stroms, des Meeres, des Seins, des Sterns,
so unabwendbar streng:
(...)

Der Mandelbaum
der mit dem Blütenzweig mein hohes Fenster
beschattet, ist hervorgegangen aus
dem Mandelkern, und diese goldne Kugel,
so reich mit Duft und Säften angefüllt,
die mir in weißem Kelch ein reizend Kind,
die Blüte der Verbannung, schlicht entbietet,
ist die Orange vom Orangenbaum.#
(...)

Und aus der Trauererde Tränensaat
erwächst ein Tränenbaum. So ist die Schuld
der Strafe Mutter, und das Leben ist
kein Zaubertrunk, dem eine Laune wandelt
in Galle für die Armen, in Tokayer
wohl für die Glücklichen. Hart ist das Leben,
hineingestoßen bis ans Heft, durchbohrt
der Degen die erschlafften Gladiatoren.

Cos a esta vida, y cada acción es culpa
 que como aro servil se lleva luego
 cerrado al cuello, o premio generoso
 que del futuro mal pródigo libra!
 ¿Veis los esclavos? ¡Como cuerpos muertos
 atados en racimo, a vuestra espalda
 irán vida tras vida, y con las frentes
 pálidas y angustiosas, la sombría
 carga en vano halaréis, hasta que el viento,
 de vuestra pena bárbara apiadado,
 los átomos postreros evapore!
 ¡Oh, que visión tremenda! ¡Oh, que terrible
 procesión de culpables!

(...)

la vida es la archa arena
 y los hombres esclavos gladiadores.
 Mas el pueblo y la rey, callados sombra.
 ¡Pero miran! Ya aquel que en la contienda
 bajó el escudo, o lo dejó de lado,
 o suplicó cobarde, o abrió el pecho
 laxo y servil a la enconasa daga
 del enemigo, las vestales rudas,
 desde el sitio de la implacable piedra,
 condenan a morir, pollice verso;
 ¡llevan, cual yugo el buey, la cuerda uncida,
 y a la zaga, listado el cuerpo flaco
 de hondos azotes, el montón de siervos!

¿Veis las carrozas, las ropillas blancas
 risueñas y ligeras, el luciente
 corcel de crin trenzada y riendas ricas,
 a la albarda de plata suntuosa
 prendida, a el mendo zapatillo
 cárcel a un tiempo de los pies y el alma?
 ¡Pues ved que los extraños os desdeñan
 como a raza ruin, menguada y floja!

Hebe, o Volk, den Schild, denn dieses Leben
 ist ernst, und jede Tat ist Schuld, die man
 als Sklavenring geschlossen um den Hals trägt
 oder als großmütig verliehenen Orden,
 der uns vor Übel vorsorglich bewahrt.
 Seht ihr die vielen Sklaven hinter euch,
 wie tote Körper, büschelweis gebunden,
 Leben um Leben, bleich die Stirn und angstvoll;
 die düstre Last, ihr ladet sie vergebens
 euch auf, bis dann der Wind, gerührt von eurer
 schier unerträglichen und wilden Qual
 die letzten Spuren auflöst und verweht.
 O Schreckvision! Die Grauensprozession
 der Schuld'gen.

(...)

So ist das Leben die Arena, sind
 die Menschen alle Gladiatorenklaven.
 Das Volk doch und der König, schweigend schauen
 von hoher Stufe sie herab zum Schatten.
 Jedoch sie schau! Den, der im Kampf den Schild
 gesenkt, ihn gar beiseite ließ, der flehte
 und feige dann dem mörderischen Degen
 des Feinds die Brust entblößte, kriecherisch
 und schlapp: die grausamen Vestalinnen
 auf ihrem Ehrenplatz aus Marmor künden
 sein Todesurteil ihm. Pollice verso.
 Wie ein Gespann von Ochsen führen sie
 den Sklavenhaufen an der Kette, blutig
 gestreift von unbarmherzigen Peitschenhieben.

Seht die Karossen und die lächerlichen
 schneeweißen Jäckchen, und das Roß, erstrahlend
 mit feingeflochtener Mähne, Sattelzeug aus Silber,
 und mit kostbarem Zügel angeschirrt,
 der winz'ge Schuh, ein Kerker für die Füße
 und für die Seele für gewisse Zeit?
 Seht also, wie die Fremden euch verachten
 als feige und erbärmlich schwache Rasse.

BANQUETE DE TIRANOS

Hay una raza vil de hombres tenaces
de sí propios inflados, y hechos todos,
todos, del pelo al pie, de garra y diente;
y hay otros, como flor, que al viento exhalan
en el amor del hombre su perfume.
Como en el bosque hay tótolas y fieras
y plantas insectívoras y pura
sensitiva y clavel en los jardines.
De alma de hombres los unos se alimentan:
los otros su alma dan a que se nutran
y perfumen su diente los glotones,
tal como el hierro frío en las entrañas
de la virgen que mata se calienta.

A und banquete se sientan los tiranos
donde se sirven hombres: y esos viles
que los tiranos aman, diligentes
cerebro y corazón de hombres devortan:
pero cuando la mano ensangrentada
hunden en la manjar, del mártir muerto
surge una luz que los aterra, flores
grandes como una cruz súbito surgen
y huyen, rojo el hocico, y parvoridos
a sus negras entrañas los tiranos.

Los que se aman a sí: los que la Augusta
razón a su avaricia y gula ponen:
los que no ostentan en la frente honrada
ese cinto de luz que el yugo funde
como el inmenso sol en ascuas quiebra
los astros que a su seno se abalanzan:
los que no llevan del decoro humano
ornado el sano pecho: los menores
y segundones de la vida, sólo
a su goce ruin y medro atentos
y no al concierto universal.

FESTMAHL DER TYRANNEN

Es gibt eine schändliche Rasse von steifnackigen Männern,
aufgebläht vom Selbstgefühl, und sie bestehen alle,
ja alle, von Kopf bis Fuß, aus Klauen und Zähnen:
und es gibt andere, wie Blumen, die hauchen in den Wind
in der Liebe zum Menschen ihren Duft;
so, wie es im Wald Turteltauben gibt und Raubtiere,
und fleischfressende Pflanzen und die reine
Mimose und die Nelke in den Gärten.
Von der Seele der Menschen ernähren sich die einen,
die andern geben ihre Seele her, damit sich davon nähren
die Vielfraße und ihre Zähne zum Dufte bringen.
So wie das kalte Eisen heiß wird im Innern
der Jungfrau, die es tötet.

Zu einem Festmahl setzen sich die Tyrannen,
wo man Menschen aufischt: und jene Niederträchtigen,
die die Tyrannen lieben, verschlingen eifrig
Hirn und Herz der Menschen:
aber wenn sie ihre blutverschmierte Hand
in die Speise versenken, strahlt aus dem toten Märtyrer
ein Licht hervor, das sie entsetzt; Blumen,
so groß wie ein Kreuz, steigen plötzlich auf,
und es flüchten, rot ihre Mäuler und in Schrecken
versetzt im tiefsten Innern, die Tyrannen.

Sie sich selbst lieben: die voll Stolz
ihrem Geiz und ihrer Gier Recht geben;
die nicht auf ehrlicher Stirn
jenes Band aus Licht zeigen, welches das Joch einbrennt,
wie die riesige Sonne in der Asche
die Sterne zerbricht, die sich an ihre Brust stürzen:
die nicht die Würde des Menschen als Schmuck
an der heilen Brust tragen: sie sind die Kleinen
und Zweitrangigen des Lebens, nur bedacht
auf ihr eigenes Wohl und Wehe
und nicht auf das Konzert der Welt.

Danzas, comidas, m'úsicas, harenes,
jamás la aprobación de un hombre honrado.
Y si acaso sin sangre hacerce puede
hágase ... clávalos, claválos
en el horcón má alto del camino
por la mitad de la villana frente.
A la grandiosa humanidad traidores,
como implacable obrero
que un féretro de bronco clavetea,
los que contigo
se parten la nación a dentelladas.

Tänze, Speisen, Musik, Harems,
nie die Anerkennung eines ehrlichen Mannes.
Und wenn man es vielleicht ohne Blutvergießen machen kann,
macht es so – nagelt sie, nagelt sie
an den höchsten Galgen des Weges,
mitten durch ihre niederträchtige Stirn,
nagelt sie, die Verräter der großartigen Menschheit,
wie ein unerschütterlicher Arbeiter,
der einen Sarg aus Bronze zunagelt,
sie, die mit dir mit Zähnen und Klauen
um die Aufteilung der Nation kämpfen.

Anmerkung zu den Gedichten

Ich bin ein Mensch, aufrecht und wahr (Guantanamera)

Das Gedicht besteht aus achtsilbigen Vierzeilern, deren einfacher Aufbau und Rhythmus eine Vertonung als Lied ermöglichen. Bewußt hat sie Martí so einfach gestaltet, um breite Volksschichten anzusprechen. Der Erfolg gab ihm recht. Heute wird „Guantanamera“ in ganz Lateinamerika und in aller Welt gesungen. Es liegt in zahllosen Versionen vor, die jedoch meist in ihrem Niveau und ihrem lyrischen Gehalt weit hinter dem Original zurückbleiben.

Martí kombiniert in seinem Gedicht die Form der „Coplas“, mittelalterlicher, spanischer Volksdichtung mit typisch lateinamerikanischen Redensarten: z.B. „echar mis versos“, „werfe meine Verse aus mir heraus“. Der formalen Schlichtheit steht die Tiefe des Inhalts und des Ausdrucks gegenüber. Die Verse lassen sich nicht so einfach herunterlesen. Sie erfordern in ihren zahlreichen feinen Anspielungen einen konzentrierten Leser.

Am Anfang steht sein Bekenntnis zur Aufrichtigkeit, einem jener menschlichen Werte, die Martí besonders schätzte und selbst vorlebte. Das einfache Schöne („Schmetterlinge“, „Adler“, „Blumen und Gras“) und das Schreckliche („Ruinen“, „Viper“ und „tödlicher Betrug“) sind eng miteinander verzahnt. Martí erinnert sich an die spanischen Bajonette gegen Aufständische in Havanna („in der Seite den Dolch blutgerötet“). Er beschreibt die Unterdrückung („Ich hör einen seufzenden Ton“) und den Widerstand („Es ist mein Sohn, der zu erwachen beginnt“). Neben der Bejahung des Lebens ist der Tod stets präsent und nimmt einen großen Raum ein. Und er macht klar, daß er dabei nicht abseits stehen will. („Die kühne Hand legt sich gern (...) auf den erloschenen Stern“). Und er äußert seinen Optimismus, daß das Niedere, bzw. der Erniedrigte sich erheben wird („Kohle erst und dann Licht“).

Hans-Otto Dill schrieb zu diesem Gedicht: „Sein Vers, ein schöner feingliedriger Fächer, ist zugleich Schwert und Waffe.“ (H.-O. Dill, 1973³⁹)

39 zitiert nach Hans Otto Dill (Hrsg.): José Martí – Mit Feder und Machete; 2. Auflage, Berlin 1986

Ein blutroter Blitzstrahl zerreißt die schwarze Gewitterwand

Das Gedicht geht zurück auf seine eigenen Erlebnisse als Kind, als er sich zusammen mit seinem Vater im Bezirk „Playa Girón“, der „Schweinebucht“⁴⁰ aufhielt. Dort wurden die aus Afrika verschleppten Sklaven angelandet, und es ist möglich, daß Martí Zeuge einer solchen Szene wurde.

Der formale Aufbau ist streng. Vier der fünf Strophen bestehen aus 2 Zeilen Naturbeschreibung, in denen die Dramatik aufgebaut wird, welche sich auf die folgenden beiden, den Menschen beschreibenden Zeilen entlädt. Dabei ist die Natur mehr als nur Umgebung oder Kulisse. Schon der Titel (die erste Strophe) kann als Bild für einen verwundeten Sklavenkörper angesehen werden.

Seine Vielschichtigkeit und Prägnanz der Sprache kommt auch in Strophe vier zum Ausdruck. Die Sonne – Symbol der Hoffnung, des Lichts und der Aufklärung, die Morgenröte – Zeichen der Zukunft – werden der Wüste zugeordnet – dem lebensfeindlichen Ort. Hier scheidet sich der Realist Martí von den naturalistischen Strömungen, gibt es doch im tropischen Kuba keine Wüste. In der Ruhe der vierten Strophe – ein Kontrast zu der Dramatik der ersten drei Strophen – kündigt sich bereits der Übergang zum letzten, die bisherige Form sprengenden Teil des Gedichts an. Es wird nicht mehr die alte Welt, die Welt des Elends (und der Naturgewalten) beschrieben, sondern die Welt wird neu, aus ungetrübten Kinderaugen gesehen. Das Kind ist offensichtlich Martí, der der Sklaverei, der Unterdrückung „der Leidenden all“ den Kampf ansagt.

Die Genialität dieses Gedichts besteht insbesondere in der Leistung, die komplizierten und hochpräzisen Gedanken in einfache, „wie spielerisch geschriebene“ Worte zu fassen.

Zwei Vaterländer

Ganz im Zentrum dieses Gedichts steht die Exilsituation Martí's, seine Einsamkeit und schmerzlich empfundene Trennung von Kuba während der Emigration.

Wie er selbst schrieb, sind die Gedichte dieses Zyklus nachts entstanden („Ich raube dem Schlaf Stunden, die einzigen, die mir gehören.“). Auch daher rührt sicherlich die Affinität zwischen Kuba und der Nacht. In den ruhigen Stunden zieht ihm seine Heimat vor Augen, viel eindringlicher, als während des Treibens der Tage: „Das Licht stört (...) Das Weltall spricht viel deutlicher (...)“

40 Die Schweinebucht erlangte in der jüngeren Geschichte Berühmtheit durch den gescheiterten Invasionsversuch unter der Regierung J.F. Kennedys, der versuchte, die junge Revolution von 1959 zu stürzen.

Die Dunkelheit der Bilder ist jedoch nicht nur der Tageszeit geschuldet. Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß Martí in dieser Zeit besonders stark die drohende Gefahr bemerkte, die kubanische Unabhängigkeitsbewegung könnte dem „barbarischen Fremdling“, den USA in die Hände spielen („Mutlos öffne ich die Fenster“ und „Kuba im Witwenschleier“).

Pollice Versos („Den Daumen nach unten“)

Unerträglich wirkt dieses Gedicht, wie eine Verhöhnung der Unterdrückten. Als wolle Martí sagen: Ihr seid selbst schuld, Euch gebührt nichts anderes! Er nennt sie sogar 'die Schuldigen' und 'Würmern ähnlich'. Würmer, auf spanisch 'gusanos', ist auf Kuba ein häufig gebrauchtes Schimpfwort für einen verachtenswerten, rückgratlosen Menschen, ob auch für politische Gegner, die sich an die USA anbindern.

Doch Martí beschreibt auch sich selbst, als Sträfling Nr. 113 (kaum 18-jährig) in den Steinbrüchen: „Gewiß! Auch ich (...) kroch hin inmitten des Knäuels (...)“

Und dahinter steckt ein tiefer Gedanke. Martí ist nicht der unbeteiligte Zuschauer, der sich bequem im folgenlosen Mitleid (oder, wie so häufig: in einer Art Faszination) mit den Verdammten dieser Erde einrichtet. Dies drückt auch der Rückgriff auf die Gladiatoren-Kämpfe aus, die dem römischen Volk ein wohliges Gruseln bescherten sollten.

Statt dessen formuliert Martí die Gesetze des Verstandes, „so unabdingbar streng“, wie er sich ausdrückt: Es gibt keinen tieferen Sinn hinter dem Elend, nur Elend! („Trauerrede“, „Tränensaat“ und „Tränenbaum“).

„Das Leben ist kein Zaubertrunk, den eine Laune wandelt.“ Das Leben (der Unterdrückten) ist eine Schmach, von der Martí keine Silbe verschweigen will, die er nicht abschwächen sondern laut herausrufen will.

Was also will Martí? Das Volk soll sich („den Schild“) erheben. Die grausame Logik, die Martí ausspricht, lautet: Was ist der erniedrigte Mensch, solange er sich nicht erhebt und nicht befreit? Niedrig! Dem kapitulierenden Gladiator winkt unweigerlich das Schicksal: Pollice Verso!⁴¹ Und das Bild mündet in dem Aufruf: „Seht also, wie die Fremden (für Martí die Spanier und US-Amerikaner) euch verachten / als feige und erbärmlich schwache Rasse.“

Das ganze Gedicht ist also ein Aufschrei, ein Ruf nach Kampf gegen die Demütigung, gegen das Elend. Erst der Kampf um Freiheit gibt dem erniedrigten Menschen Würde.

Festmahl der Tyrannen

Eine „Lavazunge“, einen „fliegenden Vogel“ und „vibrierendes Porzellan“ nannte Martí seine Freien Verse, und das trifft auf dieses Gedicht sicherlich zu.

Die Welt als ein großes Bankett der steifnackigen, aufgeblähten Menschenfresser. Da wird in der ersten Strophe mit großem Strich das Bild von jenen fleischfressenden Pflanzen und Vielfraßen entworfen, die die Menschen ausbeuten, sich „von der Seele der Menschen ernähren“. Aber für Martí besteht Kuba nicht nur aus den Spaniern und Sklavenhaltern auf der einen und einer in sich gleichen Masse Unterdrückter auf der anderen Seite; nicht nur aus Raubtieren und Turteltauben.

In Strophe zwei nennt er die Erbärmlichen, die die Tyrannen lieben, die Kriecher und Opportunisten. Sie sitzen mit am Bankett und verschlingen flink und beflissen („diligentes“), was an sie abfällt. Was für ein Bild, auch für die heutigen Marionetten der Militärdiktaturen in Lateinamerika!

In Strophe drei nennt er schließlich die Gierigen, Geizigen, die ohne Würde leben.: Sie sind die Kleinen und Zweitrangigen des Lebens.“ Sie werden die Welt nicht verändern.

Die letzte Strophe handelt vom „ehrlichen Mann“, dem Totengräber der Tyrranei. Martí fordert ihn persönlich auf: „Nagelt sie, nagelt sie“. Er gibt sich keinen Illusionen hin. Mit Zähnen und Klauen (bzw. mit Reißzähnen – a dentelladas) werden sie an ihrem Besitz, der Nation festhalten.

Bleibt noch anzumerken, daß es für Martí offen bleibt dabei, ob das große Werk des „unerschütterlichen Arbeiters“, die Unterdrückter zu „nageln“, so, wie man „einen Sarg aus Bronze zunagelt“ vielleicht auch ohne Blutvergießen abgehen kann.

⁴¹ Die Cäsaren entschieden über Tod oder Leben mit ihrem Daumen. Kriterium war, neben der persönlichen Laune des Herrschers, der Kampfgeist und Mut des Unterlegenen.

Der Dichter Walt Whitman (Auszüge)

New York, 19. April 1887

Werter Herr Direktor von El Partido Liberal!

„Wie er gestern abend in seinem Sessel aus rotem Samt saß, mit schneeweißem Haar, auf die Brust herabfallendem Bart, den buschigen Augenbrauen, die Hand auf einen Hirtenstab gestützt, glich er einem Gott.“ Das schreibt eine Zeitung von heute über den dichter Walt Whitman, einen Greis von siebzig Jahren, dem die ernsthaften Kritiker, von denen es immer weniger gibt, einen hervorragenden Platz in der Literatur seines Landes und seiner Epoche zuweisen. Nur die ehrwürdigen Bücher der Antike mit ihrer prophetischen Sprache und ihrer kraftvollen Poesie bieten einen derartigen Schatz an Wissen, vergleichbar demjenigen, den dieser greise Poet, dessen erstaunliches Buch verboten ist, in großartigen und priesterlichen Sentenzen in der Art von Lichtblitzen aussendet.

(...)

Die Zeitung berichtet, daß Gladstone, dieser andere bewunderungswürdige alte Mann, gestern, als er seine Gegner im Parlament darüber belehrte, daß es nur gerecht sei, Irland eine eigene Regierung zu gewähren, wie ein kräftiger Hirtenhund wirkte, aufrecht, ohne Rivalen in der Menge, und diese zu seinen Füßen wie eine Gruppe Doggen. Genauso wirkt auch Whitman mit seiner „natürliche Persönlichkeit“, mit seiner „grenzenlos natürlichen ursprünglichen Kraft“, mit seinen „Myriaden schöner und riesenhafter Jünglinge“, mit seinem Glauben daran, daß „der kleinste Sproß beweist, es gibt in Wahrheit keinen Tod“, mit der großartigen Aufzählung der Völker und Rassen in seinem „Salut au monde“, mit seiner Entscheidung: „... ich schweige; während sie diskutieren, geh ich baden und bewundere mich selbst, in Kenntnis der vollkommenen Tauglichkeit und Harmonie der Dinge“; so ist Whitman, „der diese Dinge nicht für einen Dollar sagt“:

(...)

Robert Buchanan, der Engländer des feurigen Wortes, ruft den Nordamerikanern zu: „Was wißt ihr eigentlich von Literatur, wenn ihr den Lebensabend eures großartigen Walt Whitman vergehen laßt, ohne ihn gebührend zu ehren?“

„Wahr ist, daß seine Poesie, wenn sie auch zu Anfang Bestürzung hervorrief, ein köstliches Gefühl der Labung in der von weltweiten Demütigungen gequälten Seele zurückläßt. Er schafft sich seine Grammatik und seine Logik. Er liest im Auge des Ochsen und im Saft des Blattes.“ - „Der euer Haus von Schmutz reinigt, ist mein Bruder!“ Seine scheinbare Regellosigkeit, die im ersten Moment verwirrt, erweist sich dann, als jene erhabene Ordnung und Zusammenstellung, in der sich die Gipfel über dem Horizont abzeichnen.

Er lebt nicht in New York, seinem „geliebten Manhattan“, „seinem Manhattan mit stolzem Antlitz und einer Million Füße“, wo er auftaucht, wenn er den „Gesang über das, was er von der Freiheit sieht“ singen will; er lebt in der Obhut „geliebter Freunde“ - denn Bücher und Vorträge bringen kaum soviel ein, daß er Brot kaufen kann -, in einer abgelegenen Hütte in einem entzückenden Winkel auf dem Lande.

(...)

Er lebt auf dem Lande, wo der Naturmensch unter der Sonne, die ihn braunbrennt, die freie Erde bearbeitet, zusammen mit seinen zahmen Pferden; und nicht weit von der freundlichen, sonnenüberfluteten Stadt, mit ihrem pulsierendem Leben, ihrer Arbeit allerorts, ihren mannigfaltigen Geschicken, dem von den Wagen aufgewirbelten Staub, dem Rauch der keuchenden Fabriken, der Sonne, die das alles sieht, den „Tagelöhnern, die sich bei der Vesper auf den Stapeln von Ziegelsteinen unterhalten, dem Krankenwagen, der mit dem soeben von einem Gerüst herabgestürzten Helden dahineilt, die Frau, die mitten in dem Gewühl von der erhabenen Erschöpfung der Mutterschaft überrascht wird“. Aber gestern kam Whitman vom Lande, um zu rezitieren, vor einem Kreis treuer Freunde, seinen Vortrag über den anderen Naturmenschen, jene hochherzige und zarte Seele, „jenes machtvolle versunkene Gestirn im Westen“, Abraham Lincoln.

(...)

Möglicherweise ist der mystische Trauergesang, den Whitman auf den Tod Lincoln schrieb, eine der herrlichsten Schöpfungen zeitgenössischer Dichtung. Die ganze Natur begleitet den beweinten Sarg auf seinem Weg zur Grabstätte. Die Sterne sagten den Tod voraus. Die Wolken verfinsterten sich einen Monat vorher. Ein grauer Vogel sang im Sumpf ein trostloses Lied. Zwischen der Idee und der Gewißheit des Todes geht der Dichter, wie zwischen zwei Kameraden, über von Leid ergriffene Felder. Mit der Kunst des Musikers vereint, verschleiert und erhebt er diese traurigen Elemente zu einer vollkommenen Harmonie der Dämmerung. Am Ende des Gedichts scheint es, als wäre die ganze Erde in Schwarz gehüllt und als bedeckte der Tod sie von einem Meer zum anderen. Man sieht die Wolken, den verhangenen Mond, der die Katastrophe ankündigt, die weiten Schwingen des graubraunen Vogels. Es ist viel großartiger, sonderbarer und tiefer als „Der Rabe“ von E. A. Poe. Der Dichter legt ein Fliederreis auf dem Sarg nieder.

Sein ganzes Werk ist so.

(...)

Jeder soziale Zustand findet seinen Ausdruck in der Literatur, so daß anhand ihrer verschiedenen Phasen die Geschichte der Völker wahrheitsgemäßer erzählt werden kann als durch Chroniken und Annalen. Es kann in der Natur keine Widersprüche geben; die menschliche Hoffnung, während des Lebens in der Liebe und nach dem Tod im Unbekannten eine vollkommene Form von Gnade und Schönheit zu finden, beweist, daß sich im Verlauf des ganzen Lebens die Elemente aneinander anpassen müssen, die in dem Lebensabschnitt, in dem wir uns gegenwärtig befinden, uneins und einander feindlich scheinen. Die Literatur, die den

endlichen glücklichen Ausgleich der scheinbaren Widersprüche ankündigt und verbreitet, die Literatur, die, wie einen spontanen Ratschlag und eine Lehre der Natur, die Identität in einem Frieden verkündet, der über den rivalisierenden Dogmen und Leidenschaften steht, die die Völker in einem Zustand der Wildheit trennen und mit Blut beflecken; die Literatur, die dem scheuen Geist der Menschen eine so feste Überzeugung von unabänderlicher Gerechtigkeit und Schönheit vermittelt, daß die Nöte und Widrigkeiten der Existenz sie weder entmutigen noch verbittern, eine solche Literatur wird nicht nur einen sozialen Zustand offenbaren, der der Vollkommenheit näher ist als alle bisher bekannten, sondern sie wird, in glücklicher Verbrüderung von Vernunft und Anmut der Menschheit, die nach Wunder und Poesie verlangt, die Religion bringen, auf die sie vage wartet, seitdem ihr die Hoheit und Unzulänglichkeit ihrer alten Glaubensbekenntnisse bewußt geworden ist.

Wer ist der Dummkopf der behauptet, daß Poesie für die Völker entbehrlich ist? Es gibt kurzsichtige Leute, die glauben, die Frucht sei an der Schale zu Ende. Die Poesie, die zusammenfügt und trennt, die stärkt oder ängstigt, die die Seelen stützt oder niederwirft, die den Menschen Glauben und Mut gibt oder nimmt, ist für die Völker notwendiger sogar als die Industrie, denn diese liefert die Mittel zum Fortbestehen, während jene ihnen den Willen und die Kraft zum Leben gibt. Wohin geht ein Volk, dessen Menschen die Gewohnheit verloren haben, an die Bedeutung und Tragweite ihrer Taten zu glauben? Die Besten, die die Natur mit dem heiligen Sehnen nach dem Vernünftigen salbt, verlieren in einer schmerzlichen und dumpfen Vernichtung jeden Grund dafür, die menschlichen Gemeinheiten geduldig zu ertragen; und die Masse, die Ungebildeten, die Menschen voller Begierden, die Gewöhnlichen, werden eine hohle Nachkommenschaft zeugen, werden jene mit wesentlichen Befugnissen ausstatten, die ihnen als bloße Instrumente dienen müssen, und werden mit dem Getöse eines immer unvollkommenen Wohllebens das unheilbare Leid der Seele betäuben, die sich nur am Schönen und am Großartigen erfreut.

Die Freiheit soll, neben anderem, auch gesegnet sein, weil ihr Genuß den modernen Menschen inspiriert – der bei ihrem Erscheinen der Ruhe, des Reizes und der Poesie des Daseins beraubt ist –, jener höchste Frieden und jenes religiöse Wohlbefinden, das die Weltordnung in denen erzeugt, die in ihr mit dem Stolz und der Gelassenheit ihres freien Willens leben. Schaut über die Berge, Dichter, die ihr mit kindischen Tränen die verlassenen Altäre benetzt.

Ihr glaubtet die Religion verloren, denn sie hat über euren Köpfen ihre Form geändert. Erhebt euch, denn ihr seid die Priester. Die Freiheit ist die endgültige Religion. Und die Freiheitsdichtung der neue Glaube. Sie mildert und verschönt das Gegenwärtige, sie schließt auf das Künftige und erleuchtet es und erklärt den unbeschreiblichen weck und die verlockende Güte des Universums. (...)

Hört auf das, was dieses arbeitende und erfüllte Volk singt; hört auf Walt Whitman.

(...)

Nichts ist ihm fremd, und alles beachtet er, die Schnecke, die kriecht, den Ochsen, der ihn mit seinen geheimnisvollen Augen ansieht, den Priester, der einen teil der Wahrheit verteidigt, als sei das die ganze Wahrheit. Der Mensch muß die Arme öffnen und alles an sein Herz drücken, die Tugend ebenso, wie das Laster, das Schmutzige ebenso wie das Reine, die Unwissenheit ebenso wie die Weisheit; alles muß er in seinem Herzen verschmelzen wie in einem Ofen; vor allem muß er den weißen Bart fallen lassen.

(...)

Er gehört allen Kasten, Glaubensbekenntnissen und Berufen an, und in allen findet er Gerechtigkeit und Poesie. Er beurteilt die Religionen ohne Zorn; doch er glaubt, daß die vollkommene Religion in der Natur ist, sagt er zum Arzt und zum Priester: „Geht, er wird Vertrauen zu mir fassen, ich werde die Fenster öffnen, ihn lieben, leise mit ihm sprechen; ihr werden schon sehen, wie er gesundet; ihr seid Wort und Gras, ich aber kann mehr als ihr, denn ich bin die Liebe.“ Der Schaffende ist „der wahrhaft Liebende, der vollkommene Kamerad“; die Menschen sind „Kameraden“, und sie sind wertvoller, wenn sie lieben und schaffen, obwohl alles, was seinen Platz ausfüllt und seine Zeit nutzt, gleichermaßen wert ist; und es sollen alle die Welt auf ihre Weise sehen, denn er, Walt Whitman, der in sich die Welt fühlt, seitdem diese erschaffen wurde, weiß, weil Sonne und freie Luft es ihn lehren, daß ein Sonnenaufgang ihm mehr offenbart als das beste Buch.

(...)

Weder quälen ihn Zweifel, noch schreckt ihn die Wissenschaft. „Euch, ihr Herren, allzeit die höchsten Ehren“, sagt er den Wissenschaftlern; „eure Tatsachen sind nützlich, doch sind sie mir nicht meine ganze Wohnung, wie armselig erscheinen die Spitzfindigkeiten vor einer heroischen Tat! Hoch die Wissenschaft, und hoch die Seele, die über aller Wissenschaft steht.“

(...)

Möge die Sonne die Erde durchdringen, bis sie voller hellen und süßen Lichts ist, wie mein Blut! Möge der Genuß allumfassend sein. Ich besinge die Ewigkeit des Bestehens, das Glück unseres Lebens und die unbarmherzige Schönheit des Universums. Meine Kenneichen sind ein regenfester Umhang, feste Schuhe und ein Stock, im Wald geschnitten!“

Und alles das sagt er in einem apokalyptischen Satz. Reine oder Akzente? O nein“ sein Rhythmus liegt in den Strophen, die mitten in diesem scheinbaren Chaos von überlagerten und verzerrten Sätzen durch eine kluge Komposition verbunden sind, sie ordnet die Gedanken in großen musikalischen Gruppen, vergleichbar der natürlichen poetischen Form eines Dorfes, das nicht Stein auf Stein gebaut wird, sondern in großen Blöcken. Der Sprache von Walt Whitman, die völlig von der

abweicht, die die Dichter bis heute gebrauchten, entspricht, durch das Ungewohnte und das Drängende, seiner zyklischen Dichtung und der neuen Menschheit, die auf einem fruchtbaren Kontinent zusammengerufen wurde mit solchen Wundern, die in Wahrheit weder in Lyren noch in gezierten Sirventes Platz haben. Es ist nicht mehr als die Rede von heimlichen Liebschaften oder von Damen, die ihre Liebhaber wechseln, noch von den sinnlosen Klagen derer, denen die Kraft fehlt, die notwendig wäre, um das Leben zu meistern, noch von der Diskretion, die den Feigen zupaß kommt. Nicht um kleine Reimereien geht es, um Alkovenweh, sondern um die Geburt einer Ära, die Morgenröte der endgültigen Religion und die Erneuerung des Menschen; um einen Glauben geht es, der den ersetzen soll, welcher tot ist – mit strahlendem Glanz entsteht er aus dem stolzen Frieden des befreiten Menschen;

(...)

Es geht darum, dem Lärm der Völker, die sich ansiedeln, der Städte, die arbeiten, und der besänftigten Meere und versklavten Flüsse in Worten Ausdruck zu geben. Stellt Walt Whitman Konsonanten zusammen und bringt in Disticha diese Berge von Waren, Wälder von Dornen, Völker der Schiffe, Kämpfe, wo Millionen von Menschen liegen um des Rechtes willen, und Sonne, die über allem herrscht und sich mit hell lodern dem Feuer über die weite Landschaft ergießt?

O nein; Walt Whitman spricht in Bibelversen, ohne Musik scheinbar, hat man jedoch ein wenig hingehört, so bemerkt man, daß es wie Erdkruste klingt, wenn barfuß und ruhmvoll die siegreichen Heere darüberschreiten. Gelegentlich scheint die Sprache Whitmans wie die in einer Fleischerei hängende Vorderseite von Rindern; ein andermal gleicht sie einem Gesang von Patriarchen, die beisammen sitzen, mit der sanften Traurigkeit der Welt zu der Stunde, da sich der Rauch in den Wolken verliert; sie klingt zuweilen wie ein jäher Kuß, wie eine Vergewaltigung, wie das Knarren von ausgetrocknetem Leder, das in der Sonne aufplatzt; doch nie verliert der Satz seine rhythmische Wellenbewegung. Er selbst sagt darüber aus, wie er spricht: „mit prophetischen Rufen“; „dieses sind“, sagt er, „einige wenige auf das Zukünftigeweisende Worte“. Das ist seine Dichtung, ein Wegweiser; der Geist des Universalen befällt das Buch und gibt ihm, der äußerlichen Wirrnis, eine großartige Regelmäßigkeit; aber seine zusammenhanglosen, geißelnden Sätze, Satztrümmer und Satzketten senden mehr, als daß sie besagen. „Ich schleudere meine Vorstellungen über eisgraue Berge“; sprich, Erde, alter Gebirgsknoten, was willst du von mir?“, „meine barbarische Aufschneiderei bringe ich über den Dächern der Welt zum Erklingen“.

Nein, er gehört nicht zu denen, die ein bettelhaftes Denken in Gang setzen, das unter dem sichtbaren Prunk seiner prächtigen Gewänder sich stolpernd dahinschleppt. Er bläst keine Fliegenvögel auf, damit sie Adlern gleichen; er verstreut Adler, sooft er die Faust öffnet, wie ein Sämann Körner austretet. Ein Vers hat fünf Silben, der folgende vierzig, und der nächste zehn. Er bemüht nicht den Vergleich,

und in Wahrheit vergleicht er nicht, sondern sagt das, was er sieht oder woran er sich erinnert, mit bildlichem, eindringlichem Beiwerk und des Gesamteindrucks sicher, den er zu schaffen sich vornimmt, benutzt er seine Kunst, die er vollständig verbirgt, um die Elemente seines Bildes mit jener Unregelmäßigkeit zu reproduzieren, die er in der Natur beobachtete.

(...)

Es skizziert aber, das muß man sagen, mit Feuer. Er bringt in fünf Zeilen, wie eine handvoll gerade abgenagter Knochen, alle Schrecken des Krieges ein. Ein Adverb genügt ihm, den Satz zu erweitern oder zu verkürzen, und ein Adjektiv, ihn zu überhöhen. Seine Methode muß hervorragend sein, denn die Wirkung ist der Beweis; freilich könnte man meinen, er habe gar keine Methode, besonders beim Gebrauch der Wörter, die er mit nie erlebter Kühnheit mischt, die erhabenen und fast göttlichen stellt er neben solche, die als weniger geeignet und angemessen gelten. Bestimmte Bilder malt er nicht mit Beiwörtern, die bei ihm immer lebhaft und tiefgründig sind, sondern mit Klängen, die er mit erstaunlicher Geschicklichkeit komponiert und auflöst, und er hält, durch die Abfolge der Vorgänge, das Interesse wach, das die Monotonie ansonsten zum Erliegen brächte. Durch Wiederholungen beschwört er, wie die Wilden, die Melancholie. Eine Zäsur erfolgt bei ihm unerwartet und jäh, er wechselt unablässig, ohne Regel, obgleich man eine kluge Ordnung in seinen Entwicklungen, Pausen und Sprüngen bemerkt. Die Anhäufung scheint ihm die beste Art der Beschreibung zu sein, und sein Denken nimmt nie die banalen Formen der Beweisführung an noch die hochtrabenden der Redekunst, sondern es beansprucht für sich das Mysterium der Andeutung, den Eifer der Gewißheit und die feurige Wendung der Prophezeiung. Auf Schritt und Tritt finden sich in seinem Buch diese unsere Wörter: *viva, camerada, americanos*. Aber was charakterisiert ihn besser als die französischen Wörter, die er, mit sichtlicher Begeisterung und wie um ihre Bedeutung zu erweitern, in seine Verse einbaut. *ami, exalté, accoucheur, nonchalant, ensemble* reizt ihn vor allem, denn er sieht den Himmel des Lebens der Völker vor sich, und der Welten. Aus dem italienischen hat er ein Wort übernommen: *bravoura!*

Walt Whitman preist den Muskel und die Kühnheit, fordert die Vorübergehenden auf, ihm ohne Furcht die Hand auf die Schulter zu legen; lauscht mit gen Himmel gestreckten Händen dem Gesang der Dinge, versetzt in Erstaunen und verkündet freudig unermeßliche Fruchtbarkeit, nimmt in paradiesische Verse die Samen, die Schlachten und die Welten auf; zeigt den ohnmächtigen Zeiten die strahlenden Bienenkörbe voller Menschen, die sich über die amerikanischen Täler und Gipfel ausbreiten und mit ihren Bienenflügeln den Saum der wachsam Freiheit streifen; und während seine Freude ihm auf ländlichen Tischtüchern den ersten Fang des Frühlings, mit Champagner benetzt, überreichen, wartet er auf die glückliche Stunde, in der das Materielle sich von ihm trennt, nachdem es eine wahrhaften,

stimmgewaltigen und liebevollen Mann der Welt offenbar hat, und in der er, den reinigenden Lüften überlassen, auf ihren Wogen frisches Grün treiben und Düfte ausströmen möge, „frei, siegreich, tot!“

José Martí

El Partido Liberal, Mexiko 1887

Anmerkungen zum Porträt von Walt Whitman

Einen Überblick über das literarische Werk von José Martí auf wenigen Seiten vermitteln zu wollen, ist unmöglich. Es können nur einzelne wenige Aspekte beleuchtet werden; viele müssen ungenannt bleiben.

Es wurde bereits gesagt, daß für Martí kein unüberbrückbarer Gegensatz zwischen Literatur und Literaturkritik bestand. Beides gehört bei ihm zusammen. Seine Kritik ist poetisch, seine Kunst eine ständige Auseinandersetzung mit anderen Kunstformen, ein ständiges Zitieren ...

Martí's Porträt seines Zeitgenossen und US-amerikanischen Dichters Walt Whitman wurde ausgewählt, weil es in vielen Punkten exemplarisch für Martí's Kunstverständnis ist. Whitman war für Martí ein großes Vorbild, in seiner Lebens-, wie auch in seiner Schreibweise. Wie Whitman war Martí ein großer Anhänger Abraham Lincolns, der den Sezessionskrieg gegen die Sklaverei in den Südstaaten anführte und 1865 von einem Rassenfanatiker erschossen wurde. Ähnlich wie Whitman bevorzugte Martí das Leben auf dem Lande, liebte die Nähe zur Natur und zu einfachen Menschen. Martí wollte niemals ein abgehobener Intellektueller sein. Deshalb hebt er am Werk von Whitman dessen Kraft der Sprache, dessen Durchbrechen formaler Konventionen, aber auch seine Volksnähe und Einfachheit hervor. Wie dieser fordert und fördert er eine Literatur der Tat. Martí findet sich im Natur- und Menschenbild Whitmans wieder. Und er leistet zu seiner Zeit Bahnbrechendes in der formalen Interpretation des Whitman'schen Stils.

Das Porträt von Walt Whitman vermittelt einen Eindruck des künstlerischen Programms, das Martí vertritt. Es unterstreicht, daß Martí, der zeitlebens ein unerbittlicher Streiter gegen die Hegemonie der USA war, niemals die demokratischen Traditionen des „europäischen Amerika“ aus dem Auge verlor. Seine tiefe Kenntnis und sein Bejahen der „europäischen“ Kultur darf nicht vergessen werden, wenn Martí als Vorkämpfer des freien Lateinamerika bezeichnet wird.

Martí, der für den Freiheitskampf lebte und im Freiheitskampf fiel, betont, Whitman's Verhältnis zum Tod, indem er den Text mit den Zitat „frei, siegreich, tot!“ enden läßt. Martí schrieb selbst einmal in einem Brief: „Der Tod ist ein Sieg, und hat man richtig gelebt, ist der Katafalk ein Triumphwagen.“

Die indianischen Ruinen

Dein Gedicht vermag trauriger und schöner zu sein als das, das man der amerikanischen Geschichte entnehmen kann. Nicht ohne Rührung und ohne sofort die Blumen und Federn vor sich zu sehen, kann man eines dieser guten alten, in Pergament gebundenen Bücher lesen, die vom Amerika der Indios erzählen, von ihren Städten und Festen, von der Bedeutung ihrer Künste und der Anmut ihrer Bräuche. Die einen lebten isoliert und bescheiden, ohne Kleidung und ohne Bedürfnisse, wie Völker, die gerade erst entstanden sind; und sie malten ihre seltsamen Figuren an die Felsen am Ufer der Flüsse, wo der Wald am einsamsten ist und der Mensch mehr an die Wunder der Welt denkt. Andere waren schon ältere Völker und lebten in Stämmen, in Dörfern mit Behausungen aus Zuckerrohr oder Lehmziegeln, verzehrten, was sie erjagten und fischten, und kämpften mit ihren Nachbarn. Wieder andere waren schon hochentwickelte Völker, ihre Städte bestanden aus einhundertvierzigtausend Häusern und mit Goldmalereien geschmückten marmornen Tempel waren mit Riesenstatuen ihrer Gottheiten versehen. Ihre Werke gleichen denen anderer Völker nicht oder nur so, wie ein Mensch dem anderen ähnelt. Sie waren arglos, abergläubisch und von rauher Gemütsart. Sie dachten sich ihre Regierung aus, ihre Religion, ihre Kunst, ihren Krieg, ihre Architektur, ihre Industrie, ihre Poesie. Alles Ihrige ist interessant, kühn, neu. Es war eine künstlerisch begabte, intelligente und reine Rasse. Wie ein Roman liest sich die Geschichte der Nahuas und der Mayas in Mexiko, der Chibchas in Kolumbien, der Cumanagotes in Venezuela, der Quichuas in Peru, der Aimarás in Bolivien, der Charúas in Uruguay, der Araucanos in Chile.

Der Quetzal ist der herrliche Vogel Guatemalas, ein grünschillernder Vogel mit langer Feder, der vor Schmerz stirbt, wenn er in Gefangenschaft gerät oder wenn seine Schwanzfeder zerbrochen oder verletzt wird. Es ist ein Vogel, der in Licht strahlt wie die Köpfchen der Kolibris, die wie Edelsteine aussehen oder wie funkelnde Juwelen, als wären sie von der einen Seite Topas, von der anderen Opal und von der dritten Amethyst. Und wenn man in den Reiseberichten des Le Plongeon die Liebesgeschichten der Maya-Prinzessin Ara liest, die den Prinzen Aak nicht lieben wollte, da er aus Liebe zu Ara seinen Bruder Chaak tötete; wenn man in der Geschichte des Indio Ixtliuochitl das Leben in den reichen und vornehmen Königsstädten Mexiko, Tenochtitlán und Texcoco sieht; wenn in der „Erinnerung an Florida“ des Kapitäns Fuentes oder in den Chroniken von Juarros, oder in der Geschichte des Eroberers Bemal Dáiz del Castillo, oder in den Reiseberichten des Engländers Thomas Gage jene Menschen in den Städten von einst vor einem stehen, als wären sie Wirklichkeit, in ihren weißen Gewändern, mit ihren Kindern an der Hand, Verse zitierend, Bauten errichtend, jene Weisen in Chichén, jene

Potentaten in Uxmal, jene Kaufleute in Tulán, jene Kunsthandwerker in Tenochtitlán, jene Priester in Cholula, jene liebevollen Lehrer und braven Kinder in Uxatlán, jene edle Rasse, die in der Sonne lebte und ihre Häuser aus Stein nicht verschloß, dann kommt es einem so vor, als lese man nicht ein Buch mit vergilbten Seiten, wo die „S“ wie „F“ aussehen und die Worte wohl gesetzt sind, sondern als erlebe man mit, wie ein Quetzal stirbt, wie er seinen letzten Schrei ausstößt beim Anblick seines zerbrochenen Schwanzes. Die Einbildungskraft läßt uns Dinge wahrnehmen, die wir mit den Augen nicht wahrnehmen können. Beim Lesen dieser alten Bücher gewinnt man Freunde. Da gibt es Helden und Heilige, und Verliebte, und Dichter, und Apostel. Hier werden Pyramiden beschrieben, die größer sind als die Ägyptens, und die Ruhmestaten von Riesen und Menschen, und Gottheiten, die durch den Wind schreiten und den Samen der Völker über die Welt verstreuen; und der Raub von Prinzessinnen, die die Völker dazu brachten, bis zum Tode zu kämpfen; und Kämpfe von Mann zu Mann mit einer Tapferkeit, die übermenschlich erscheint; und die Verteidigung der lasterhaften Städte gegen die starken Männer, die aus den Ländern des Nordens kamen, und das vielfältige, sympathische und fleißige Leben in ihren freien Arenen und Tempeln, auf ihren Kanälen und in ihren Werkstätten, in ihren Gerichtshöfen und auf ihren Märkten. Es gibt Könige, die, wie der Chichimeke Netzahualpilli, ihre Söhne, weil sie das Gesetz verletzt haben, töteten, wie auch der Römer Brutus den seinen tötete; es gibt Redner, die, wie der Tlascalteke Xitotendatl, sich weinend erheben, um das Volk anzuflehen, den Spanier nicht hereinzulassen; wie auch Demonsthenes sich erhob, um die Griechen zu bitten, Philipp nicht hereinzulassen; es gibt gerechte Monarchen, wie Netzahualcoyotl, den großen Dichter und König der Chichimeken, der wie der Hebräer Salomo vermag, dem Schöpfer der Welt großartige Tempel zu errichten und mit der Seele eines Vaters Gerechtigkeit unter den Menschen zu stiften. Jugendliche Schönheiten werden den unsichtbaren Gottheiten des Himmels geopfert, ebenso wie in Griechenland, wo die Zahl der Geopferten manchmal so groß war, daß für die nächste Zeremonie kein neuer Altar gebaut zu werden brauchte, den der Ascheberg von der letzten Verbrennung war so hoch, daß die Priester ihre Opfer darauf legen konnten; es wurden Opfer gebracht, wie durch den Hebräer Abraham, der seinen Sohn Isaak band und ihn auf das Holz legte, um ihn eigenhändig zu töten, denn er glaubte des Himmels Stimme gehört zu haben, die ihm befahl, das Messer in den Sohn zu stoßen, um mit diesem Blut seinen Gott zufriedenzustellen; es gab Massenopfer wie die auf der Plaza Mayor, als Spaniens Inquisition im Beisein der Bischöfe und des Königs und mit einem riesigen Aufwand an Scheiterhaufen und Festumzügen Menschen bei lebendigem Leib verbrannte und die Damen Madrids sich die Verbrennung von den Balkons aus ansahen. Aberglaube und Unwissenheit machen die Menschen aller Völker zu Barbaren. Und die siegreichen Spanier haben von diesen Dingen mehr über die Indios gesagt, als gerechtfertigt war, haben sie doch

die Fehler der besiegten Rasse übertrieben oder erfunden, um die Grausamkeit, mit der sie diese behandelten, vor der Welt als gerechtfertigt und angemessen hinzustellen. Man muß gleichzeitig das lesen was der spanische Soldat Bernal Díaz über die Opfer sagt, auch das, was der Priester Bartolomé de Las Casas darüber äußert. Dieser letzte ist ein Name, den es im Herzen zu tragen gilt wie den eines Bruders. Bartolomé de Las Casas war häßlich und dürr, redete verworren und hastig und stark durch die Nase; doch in dem reinen Feuer seiner Augen sah man die erhabene Seele.

Wir wollen heute über Mexiko sprechen, denn die Bildtafeln sind aus Mexiko. Mexiko wurde zuerst von den tapferen Tolteken besiedelt, die mit hoherhobenen Schilden aus Zuckerrohr dem Hauptmann folgten, der einen mit Goldblättchen besetzten Schild trug. Später gaben sich die Tolteken dem Luxus hin; und aus dem Norden kamen mit schrecklicher Gewalt die in Häute gehüllten barbarischen Chichimeken, sie blieben im Lande und hatten Könige von ungewöhnlicher Weisheit. Die umliegenden freien Völker schlossen sich dann zusammen, und, mit den schlaun Azteken an der Spitze, eroberten sie die Macht über alle Chichimeken, die bereits ein lasterhaftes und sorgloses Leben führten. Die Azteken regieren wie Kaufleute, sie häuften Reichtümer an und unterdrückten das Land; und als Cortés mit seinen Spaniern eintraf, besiegte er die Azteken mit Unterstützung der hunderttausend indianischen Krieger, die sich ihm von den unterdrückten Völkern unterwegs angeschlossen hatte.

Die Feuerwaffen und Eisenrüstungen der Spanier schüchtern die indianischen Helden keineswegs ein, doch das fanatische Volk wollte seinen Helden schon nicht mehr gehorchen, glaubte es doch, daß jene die Soldaten des Gottes Quetzalcoatl waren, die, wie die Priester verkündigten, vom Himmel zurückkämen, um es von der Tyrannei zu befreien. Cortés wußte um die Rivalitäten unter den Indios und brachte sie gegeneinander auf. Er trennte die Führer von ihren feige gewordenen Völkern, die Schwachen zog er mit Geschenken und die Tapferen war er ins Gefängnis oder brachte sie um; und die Priester, die nach den Soldaten aus Spanien kamen, zerstörten den Tempel der indianischen Gottheit und bauten auf ihm den Tempel ihres Gottes.

Und wie schön war Tenochtitlán, die Hauptstadt der Azteken, als Cortés nach Mexiko kam! Den ganzen Tag über war sie wie ein Morgen, und immer schien die Stadt in Feststimmung zu sein. Es gab Straßen zu Wasser und zu Lande und viele ausgedehnte Plätze; die Umgebung war gesäumt von einer großen Baumpflanzung. Die Kanus bewegten sich schnell und geschickt auf den Kanälen, als hätten sie Verstand; und manchmal waren es so viele, daß man auf ihnen laufen konnte wie auf festem Boden. Die einen brachten Früchte, die anderen Blumen, wieder andere Krüge und Tassen und weitere Töpferwaren. Auf den Märkten wimmelte es von

Menschen, sie begrüßten sich herzlich, gingen von Stand zu Stand, rühmten den König oder redeten schlecht über ihn, streifen neugierig umher, verkauften. Die Häuser waren aus Lehmziegeln, das ist ein ungebrannter Ziegelstein, oder, wenn der Besitzer reich war, aus festem Mauerstein. Über der Stadt erhob sich, mit seiner Pyramide aus fünf Terrassen und mit seinen vierzig kleineren Tempeln zu Füßen, der gewaltige Tempel des Huitzilopochtli, aus Ebenholz und Jaspis, mit Wolken aus Marmor und mit Duftzedern. Niemals verlöschten dort oben die heiligen Flammen seiner sechshundert Kohlebecken. Unten auf den Straßen kamen und gingen die Menschen in ihren kurzen, ärmellosen Tuniken, die weiß waren oder bunt, oder weiß und bestickt, und in ihren weichen Schuhen, die wie Sandaletten zum Schnüren aussahen. Um eine Ecke bog eine Gruppe Kinder, sie schossen Früchtesamen durch ein Blasrohr oder spielten rhythmisch auf ihren Tonpfeifen. Sie waren auf dem Weg zur Schule, wo sie ein Handwerk lernten, Tanz und Gesang, den Umgang mit Lanze und Pfeil, die Aussaat und den Anbau landwirtschaftlicher Kulturen: denn ein jeder muß lernen, auf dem Land zu arbeiten. Dinge mit den eigenen Händen herzustellen und sich zu verteidigen. Ein vornehmer Herr in einem langen, mit Federn besetzten Mantel ging vorbei, neben ihm lief sein Sekretär, der das soeben beendete Buch, mit allen seinen Figuren und Zeichen auf der Innenseite, offenhielt, damit beim Zuschlagen das Geschriebene nicht vermischte. Hinter dem vornehmen Herrn kamen drei Krieger mit Holzhelmen, deren einer die Form eines Kopfes einer Schlange hatte, der andere eines Wolfes und der dritte eines Tigers; außen waren sie mit Leder bezogen, der Helm saß so, daß man über dem Ohr die drei Streifen sehen konnte, die damals das Symbol für Mut waren. Ein Diener brachte in einem Käfig aus Schilf einen goldgelben Vogel für die Voliere des Königs, der viele Vögel besaß und auch viele silberne und scharlachrote Fische in marmornen Aquarien, die im Labyrinth seiner Gärten versteckt waren. Ein anderer kam die Straße herauf, laut rufend, damit den Sendboten Platz gemacht würde, die mit am linken Arm befestigten Wappen und mit Pfeilen, deren Spitze zur Erde zeigte, auszogen, um von den steuerpflichtigen Völkern Sklaven zu fordern. Am Türpfosten seines Hauses sang ein Tischler, der mit großem Geschick einen adlerförmigen Stuhl ausbesserte, von dessen Ledersitz sich der aus Gold und Seide bestehende Besatz gelöst hatte.

Andere liefen, mit gefärbtem Leder beladen, von Haus zu Haus und fragten, ob man ihnen das rote oder blaue abkaufen wolle, das dann, wie heutzutage die Bilder, als Wandschmuck in den Sälen aufgehängt wurde. Die Witwe kaum vom Markt zurück, hinter ihr der Diensthote, dessen Hände kaum die vielen Einkäufe zu tragen vermochten: die Krüge, in Cholula und Guatemala hergestellt, ein Messe aus grünem Obsidian, so dünn wie ein Blatt Papier, einen Spiegel aus poliertem Stein, in dem das Gesicht weicher wirkte als in Glas; feingewebten Stoff, der farbbeständig war; einen Fisch mit silbernen und goldenen Schuppen, die einzeln aufgesetzt zu sein schienen; einen Sittich ausmailliertem Kupfer, der den Schnabel und die Flügel bewegen

konnte. Oder die Leute auf der Straße blieben stehen, um die Jungvermählten vorübergehen zu sehen, die Tunika des Bräutigams war der der Braut festgenäht, als wollten sie damit öffentlich bekunden, daß sie auf der Welt bis zum Tode vereint wären; ihnen folgte ein kleiner Junge, der seinen Spielzeugwagen hinter sich herzog. Andere umringten einen Reisenden, der berichtete, was er in dem unwirklichen Land der Zapoteken gesehen hatte, wo es einen anderen König gab, der in den Tempeln und auch im Königspalast herrschte, der nie zu Fuß ausging, sondern nur auf den Schultern der Priester getragen wurde, während er die Wünsche des Volkes anhörte, das über ihn Gefälligkeiten von dem erbat, der die Welt vom Himmel herab regiert, sowie von den Königen im Palast und den anderen Königen, die auf den Schultern der Priester getragen werden. Andere, in der Gruppe daneben, sagten, daß die Predigt, in der der Priester die Geschichte des Kriegers erzählt habe, der gestern beerdigt wurde, gut und die Trauerfeier sehr schön gewesen sei; auf der Fahne wären die Schlachten aufgezählt worden, die er gewonnen hatte, und die Diener hätten auf Tablett aus acht verschiedenen Metallen die Lieblingsspeisen des toten Kriegers gebracht. Bei den Gesprächen auf der Straße vernahm man das Rauschen der Bäume in den Höfen und den Lärm der Feilen und des Hammers. Von all dieser Größe künden im Museum nur einige Vasen aus Gold, ein paar jochähnliche Steine aus poliertem Obsidian und der eine oder andere silberne Ring! Tenochtitlán gibt es nicht mehr. Auch Tulán nicht, die Stadt der großen Messe. Texcoco, die Ortschaft der Paläste, ebensowenig. Die Indios von heute senken den Kopf, wenn sie an den Ruinen vorbeigehen, bewegen die Lippen, als sagten sie etwas, und erst, wenn sie die Ruinen hinter sich gelassen haben, setzen sie den Hut auf. Nicht eine Stadt, nicht ein Tempel blieben nach der Eroberung dieses Teils von Mexiko unzerstört, wo alle diese Völker ein und derselben Familie und mit ein und derselben Sprache wohnten, die die Macht entlang der gesamten Pazifikküste errungen hatten, wo die Nahua lebten.

Von Cholula, jenem Cholula der Tempel, von dem Cortés so überrascht war, blieben nur die Reste der vierstufigen Pyramide übrig, die doppelt so hoch, sie die berühmte Cheopspyramide war. In Xochicalco steht auf dem Gipfel der Anhöhe, die von Tunneln und Bögen durchsetzt ist, noch der Tempel aus ziseliertem Granit, die gewaltigen Blöcke so fest zusammengefügt, daß die Verbindung nicht zu sehen ist, und das Gestein so hart, daß man nicht weiß, mit welchen Instrumenten es gebrochen, noch, mit welcher Maschine es in solche Höhe gebracht werden konnte. In Centla sieht man, von der Erde verschüttet, die alten Befestigungen. Gerade hat der Franzose Charnay in Tula ein Haus mit vierundzwanzig Räumen ausgegraben, mit fünfzehn Treppen, so schön und eigenwillig, daß man von einem „faszinierenden Werk“ spricht. In La Quemada bedecken den Cerro de los Edificios die Ruinen der Proviantgebäude und Schutzwälle der Festung, die Stücke der riesigen Porphyrsäulen. Mitla war die Stadt der Zapoteken; in voller Schönheit erhalten sind

in Mitla die Wände des Palastes, wo der Prinz stets auf den Schultern getragen wurde, um dem König das zu sagen, was ihm der Gott vom Himmel herab befahl, der an sich selbst glaubte, der Pitao-Cozana. Das Dach ruhte auf den Säulen aus geschnitzten Balken, die weder einen Fuß noch ein Kapitell hatte; sie sind noch nicht herabgestürzt und wirken in dieser Einsamkeit beeindruckender als die Berge rings um das dicht bewaldete Tal, in dem sich Mitla erhebt. Aus dem baumhohen Gestrüpp treten jene so schönen Wände hervor, welche alle mit den feinsten mäanderförmigen Ornamenten und Zeichnungen verziert sind, die keine Kurven aufweisen, sondern aus sehr anmutig und meisterhaft zusammengesetzten Geraden und Winkeln bestehen.

Doch die schönsten Ruinen Mexikos befinden sich nicht hier, sondern dort, wo das kriegerische und sehr mächtige Volk der Mayas wohnte und wohin die Völker des Meeres als Gäste und als Botschafter eilten. Von den Mayas aus Oaxaca stammt die berühmte Stadt Palenque, mit ihrem Palast aus starken Mauern, die bedeckt sind von in Stein gemeißelten Menschen mit schnabelförmigen Köpfen, mit weit vorgewölbtem Mund, mit reichverzierten Gewändern und auf dem Kopf einen Federbusch. Der Eingang zum Palast ist prächtig mit den verzierten Türen und diesen steinernen Riesen, die zwischen den einzelnen Türen stehen, Innen und außen ist die Wand mit Stuck versehen und mit roter, blauer, schwarzer und weißer Malerei. Rings um den Innenhof stehen Säulen. Es gibt auch einen Kreuztempel, er heißt so, weil auf dem einen Stein zwei priesterähnliche Gestalten neben einer Art Kreuz zu sehen sind, das so groß ist wie sie selbst; aber es ist nicht das christliche Kreuz, es ähnelt vielmehr dem der buddhistischen Religion, die auch ihr Kreuz hat. Doch Palenque ist ebensowenig mit den Ruinen der Mayas auf Yucatán zu vergleichen, die noch seltsamer und noch schöner sind.

Auf Yucatán war das Reich jener Maya-Herrscher, die breite Backenknochen hatten und eine Stirn wie der weiße Mann von heute. Auf Yucatán befinden sich die Ruinen von Sayil, mit der Casa Grande, bestehend aus drei Etagen und einer zehn Ellen breiten Treppe. Da ist Labná mit dem merkwürdigen Gebäude, das unterhalb des Daches eine Reihe steinerner Schädel hat; und jene andere Ruine, wo zwei Männer, der eine stehend und der andere kniend, eine große Kugel tragen. Auf Yucatán befindet sich Izamal, mit jenem riesenhaften Gesicht, einem Gesicht aus Stein von einer Größe von mehr als zwei Ellen. Auch Kabah ist hier, das Kabah, von dem ein Bogen erhalten blieb, der oben zerstört ist und den man nicht betrachten kann, ohne daß man das Gefühl hat, von Anmut und Würde erfüllt zu sein. Doch Städte, die in den Büchern des Amerikaners Stephens gepriesen werden, oder von Brasseur de Bourbourg und Charnay, von Le Plongeon und seiner kühnen Frau, von dem Franzosen Nadaillac – das sind Uxmal und Chichén-Itzá, die Städte mit den bemalten Palästen, den Häusern, die wie mit Spitze besetzt sind, den tiefen Brunnen und den herrlichen Klöstern. Uxmal ist ungefähr zwei Meilen von Mérida entfernt, der

jüngst entstandenen Stadt, die wegen ihrer lieblichen Agavenfelder bekannt ist und wegen ihrer freundlichen Bewohner, die Fremde wie Brüder aufnehmen. In Uxmal gibt es viele bemerkenswerte Ruinen, wie in ganz Mexiko befinden sie sich oben auf den Pyramiden, als wären sie bedeutsame Gebäude, die stehenblieben, während die Behausungen in leichter Bauweise zusammenstürzten. Am bemerkenswertesten ist das in den Büchern als „Gouverneurshaus“ bezeichnete Gebäude, das ganz aus unverputztem Stein besteht und über hundert Ellen lang und dreizehn Ellen breit ist. Es hat Türen mit reichverzierten Holzrahmen. Das andere Gebäude wird als „Schildkrötenhaus“ bezeichnet, es ist wirklich sehr eigenartig, denn der Stein imitiert eine Art Pfahl der in bestimmten Abständen mit einer Schildkröte als Relief versehen ist. Das Haus der Nonnen ist wahrhaftig schön, es ist nicht nur ein Haus, es sind viele Häuser oben auf der Pyramide. Ein Haus wird „Schlangenhäuser“ genannt, weil außen in den unbearbeiteten Stein eine riesige Schlange gemeißelt ist, die sich um das ganze Haus windet, ein anderes hat am Ende der Wand eine Kranzleiste aus voneinander unterschiedenen, sehr ausdrucksvollen Götzenköpfen, die in Gruppen angeordnet sind, ein wahres Kunstwerk, es scheint, als seien sie wie zufällig dahingefallen. Ein anderes Gebäude besitzt noch vier seiner ehemals siebzehn Türme, von denen die Überreste neben dem Dach zu sehen sind, wie die Umrisse eines hohlen Backenzahns. Noch immer gibt es in Uxmal das buntbemalte „Haus des Wahrsagers“ sowie das „Zwergenhaus“, das so zierlich und schön gestaltet ist, daß es aussieht wie eine chinesische Schachtel, eine von jenen, in deren Holz Hunderte von Figuren geschnitzt sind. Es ist so anmutig, daß ein Reisender es ein „Meisterwerk der Kunst und der Eleganz“ nennt und ein anderer sagt, „das Zwergenhaus ist so hübsch wie ein Juwel“.

Die Stadt Chichén-Itzá ist wie das Zwergenhaus. Sie ist gleichsam ein Buch aus Stein. Ein zerfallendes Buch, dessen Seiten, versunken im Dickicht des Berges, auf der Erde verstreut liegen, mit Schlamm bedeckt, zerrissen. Umgestürzt sind auch die fünfhundert Säulen; die Statuen liegen ohne Kopf am fuße der sich bedrohlich neigenden Wände; die Straßen sind von dem Unkraut, das in all den Jahrhunderten weiter gewachsen ist, ganz überwuchert. Aber unter all dem, was stehengeblieben ist, was man sieht oder anfaßt, ist nichts, was nicht feinste Malerei mit schönen geschwungenen Linien oder eine edle Skulptur, mit gerader Nase und langem Bart, aufwies. Die Malerei auf den Mauern erzählt die berühmte Geschichte des Krieges zwischen den beiden wahnsinnigen Brüdern, die sich um die Prinzessin Ara stritten; es sind Prozessionen von Priestern dargestellt, von Kriegern, von Tieren, die zu schauen und zu verstehen seinen, von Schiffen mit zwei Vorschiffen, von Männern mit schwarzen Bärten, von Negern mit krausem Haar, und alles ganz deutlich in frischen und leuchtenden Farben, als fließe das Blut noch durch die Adern der Künstler, in in Hieroglyphen und Malerei die Geschichte des Volkes aufzeichneten, das seine Schiffe zu den Künstlern und den Flüssen ganz Mittelamerikas gesandt und das Asien über den Pazifik und Afrika über den Atlantik kennengelernt hatte. Es

gibt einen Sein, auf dem ein Mensch, der steht, durch seine halbgeöffneten Lippen einem anderen Menschen, der sitzt, einen Blitz sendet. Es gibt Gruppen und Symbole, die in einer dem unvollständigen indianischen Alphabet des Bischofs Landa nicht lesbaren Sprache von den Geheimnissen des Volkes zu erzählen scheinen, das den Zirkus baute, das Schloß, den Palast der Nonnen, die Schnecke, den Opferbrunnen, der in der Tiefe mit einer Art weißem Gestein ausgefüllt ist, vielleicht als hartgewordene Asche von den Körpern der schönen Jungfrauen, welche als Opfergabe für ihre Götter starben, lächelnd und singend, so wie im Zirkus von Rom die christlichen Jungfrauen für den hebräischen Gott starben, wie für den ägyptischen Gott die schönste Jungfrau, mit Blumen bekränzt und vom Volk gefolgt, dem Wasser des Nils geopfert wurde. Wer arbeitete wie Spitze so fein die Statuen von Chichén-Itzá? Wohin, wohin ist das starke und liebenswerte Volk gegangen, das das runde Schneckenhaus erdachte, das schön gestaltete Zwergenhäuschen, die grandiose Schlange am Haus der Nonnen in Uxmal? Welch schöner Raum ist die Geschichte Amerikas“

José Martí

zitiert aus H.-O. Dill. Mit Feder und Machete

Der Sozialkrieg in Chikago (Auszüge)

New York, 13. November 1887

Weder von der Furcht vor den sozialen Ungerechtigkeiten noch von der blinden Sympathie für diejenigen, die sie begehen, dürfen sich die Völker in ihren Krisen noch derjenige, der über sie berichtet, leiten lassen. Nur der dient der Freiheit, der sie, selbst auf die Gefahr hin, für ihren Feind gehalten zu werden, ohne Zögern vor jenen Menschen schützt, durch deren Irrtümer sie kompromittiert wird. Den Ehrentitel Verteidiger der Freiheit verdient nicht, wer die Fehler und Vergehen solcher Leute entschuldigt, nur weil er weibische angst hat, für einen lauen Anwalt der Freiheit zu gelten. Auch verdienen die kein Pardon, die aus Unfähigkeit, den Haß und die Antipathie u überwinden, die das Verbrechen einflößt, über soziale Vergehen richten, ohne die historischen Ursachen oder die hochherzigen Motive, aus denen sie entstanden sind, zu kennen und zu erwägen.

In feierlicher Prozession, die Särge blumenbedeckt, die Gesichter ihrer Anhänger trauerumflort, wurden soeben die vier Anarchisten zu Grabe getragen, die Chikago zum Galgen verurteilt hatte; mit ihnen jener Bursche, der, um nicht am Galgen zu sterben, an seinen eigenen Körper eine Dynamitbombe explodieren ließ; er hatte sie in den dichten Locken seines Jünglingshaars, seines krausen kastanienbraunen Haars, verborgen.

Aufgrund der anklage, schuldig oder mitschuldig am schrecklichen Tode eines jener Polizisten zu sein, welche eine Menschenmasse auseinandertrieben, die gegen die Ermordung von sechs Arbeitern durch die Polizei während des Angriffs auf die einzige, entgegen dem Streikaufruf arbeitende Fabrik protestierte; aufgrund der Anklage, jene Bombe von der Größe einer Orange angefertigt und mit geworfen wenn nicht gar allein geworfen – zu haben, welche die vorderen Reihen der Polizisten zu Boden schleuderte, einen auf der Stelle tötete, in der Folge den Tod von sechs anderen verursachte und weitere fünfzig schwer verletzte – hatte der Richter entsprechend dem Schuldspruch der Geschworenen einen der Beschuldigten zu fünfzehn Jahren Zuchthaus und sieben zum Galgen verurteilt.

(...)

Die Republik hatte angst bekommen vor der zunehmenden Ordnung, die in die Reihen der niederen Volkskaste einzog, vor dem plötzlichen, nur durch die Rivalitäten ihrer Führer gehemmten Einvernehmen unter den Arbeitermassen und vor der bevorstehenden Zweiteilung der Bevölkerung des Landes in die Klasse der Privilegierten und die der Unzufriedenen, die die Gesellschaften Europas erschüttern. Sie beschloß deshalb, in stillschweigender, an Komplizenschaft grenzender Übereinkunft, sich eines Verbrechens, das sowohl Frucht ihrer eigenen Vergehen als auch des Fanatismus der Gesetzesbrecher war, zu bedienen, um ein abschreckendes Beispiel zu statuieren, nicht etwa für jenes jämmerliche Gesindel,

das in einem Lande der Vernunft niemals triumphieren könnte, sondern für diese mächtigen, neu entstehenden Schichten.

(...)

Die revolutionären Theorien des europäischen Arbeiters waren in den Vereinigten Staaten, solange in dem weiten Land mit seiner republikanischen Lebensform der Neuankömmling sein Brot verdiente und in seinem eigenen Hause eine Summe für's Alter auf die Seite legen konnte, wie ein Blutstropfen die das Meer davonträgt.

Aber später kam der korrumpierende Krieg mit der Gewöhnung an Autorität und Herrschaft, die sein bitterer Nachgeschmack ist; mit den Krediten, die die Schaffung kolossaler Vermögen und eine regellose Einwanderung stimulierten; mit den herumlungernenden, beschäftigungslosen Veteranen, die stets bereit sind, zur Aufrechterhaltung ihres Wohlstands und mit der fatalen Begeisterung derjenigen, die Blut geleckt haben, den unsauberen Interessen zu dienen, die im Krieg geboren werden.

Aus einem lieblichen und bewundernswerten Dorf verwandelte sich die Republik in eine getarnte Monarchie.

Die europäischen Einwanderer klagten mit neuerlichem Zorn die Mißstände an, die sie in ihrem tyrannischen Vaterland hinter sich gelassen zu haben glaubten.

Als die Arbeiter des Landes erkannten, daß sie zu Opfern der Habsucht und Ungleichheit der Feudalstaaten geworden waren, explodierte ihr Groll in einem tieferen Glauben an die Freiheit, von der sie hofften, sie würde auf sozialem Gebiet ebenso triumphieren wie in der Politik.

Die Einheimischen, die daran gewöhnt sind, ohne Blutvergießen, kraft ihrer Stimme zu siegen, verstehen und entschuldigen nicht diejenigen, die in Ländern geboren sind, wo das Wahlrecht ein Instrument der Tyrannei ist; sie sehen in seinem raffinieren Wirken nur eine neue Fratze des Mißbrauchs, den ihre Denker geißeln, dem ihre Helden trotzen und den ihre Dichter verfluchen. Aber obwohl wesentliche Unterschiede in den politischen Praktiken sowie die Uneinigkeit und Rivalität zwischen den Rassen, sie sich bereits um die Vorherrschaft auf diesem Teil des Kontinents streiten, die sofortige Bildung einer mächtigen Arbeiterpartei mit einmütigen Methoden und Zielen verhinderten, beschleunigte die Gleichheit im Schmerz die gemeinsame Aktion aller derer, die leiden. Ein Akt des Schreckens war deshalb notwendig – um so besser, wenn er als natürliche Konsequenz der entflamten Leidenschaft erschien –, damit diejenigen, die sich mit unbesiegbarem Ungestüm aus dem Unglück herauswinden, von ihrem Werk ablassen, dem Werk der Zerstörung und des Neuaufbaus. Die blutigen Methoden, zu denen aus unsinniger Gerechtigkeitsliebe diejenigen greifen, die den Glauben an die Freiheit verloren haben, sind zur Unwirksamkeit verurteilt.

Im neuerschlossenen Westen, wo der herrschende Einfluß einer alten Gesellschaft wie der des Ostens, die sich in ihrer Literatur und in ihren Sitten

widerspiegelt, den neuen Elementen nicht so viele Hindernisse in den Weg legt; wo das Leben, weil rudimentär, den vertrauten Verkehr zwischen den Menschen erleichter, die in Städten mit mehr Ausdehnung und mehr Kultur müder sind und verstreuter leben; wo die erstaunliche Schnelligkeit des Wachstums, das auf der einen Seite Paläste und Fabriken anhäuft und auf der anderen die darbenende Menge vergrößert, deutlich die Ungerechtigkeit des Systems enthüllt, das den Arbeitsamsten mit Hunger, den Hochherzigsten mit Verfolgung, des gesellschaftlich nützlichen Vater mit dem Elend seiner Kinder straft; im Westen, wo sich die notleidenden Arbeiter gemeinsam mit Weib und Kind an der Lektüre jener Bücher machen, die ihnen die Ursachen ihres Unglücks enthüllen und Wege zur Abhilfe vorschlagen; wo die Unternehmer, durch den Erfolg ihrer majestätischen Fabriken in ihren eigenen Augen gerechtfertigt, unter dem Deckmantel der Prosperität die ungerechten Methoden sowie die rohe Behandlung derer, von denen sie leben, extrem steigern; wo die Arbeitermasse durch jene deutsche Hefe in ständiger Gärung gehalten wird, die, gehetzt und intelligent, aus dem Lande des Kaisers kommt und die drei schrecklichen Verwünschungen Heinrich Heines über das ungerechte Vaterland speit; im Westen, und vor allem in seiner Metropole, in Chicago, fanden die Unzufriedenen der Arbeitermasse, die leidenschaftliche Ratschläge ihrer Freunde und die durch die Unverschämtheit und Hartherzigkeit ihrer Herren angehäuften Wut ihren lebendigen Ausdruck.

(...)

Wie kann diese erschöpfte Masse, die jeden Tag mehr Qualen erleidet, jene göttliche Größe erreichen, zu der der Denker sich erheben muß, um den Zorn zu bezwingen, den das vermeidbare Elend in ihm aufsteigen läßt? Alle erdenklichen Mittel haben sie schon versucht. Es ist jenes Reich des Schreckens, das Carlyle schildert, „die schwarze und verzweifelte Schlacht der Menschen gegen ihre Lage und gegen alles, was sie umgibt“.

Und so wie sich das Leben des Menschen im Rückenmark und das der Erde in den Vulkanmassen konzentriert, gehen aus diesen stolzen und feuerspeienden Menschenmengen Wesen hervor, in denen sich alle Schrecken, alle Verzweiflung und alle Tränen aufgestaut zu haben scheinen.

Sie kommen aus der Hölle: Welche Sprache sollen sie sprechen, wenn nicht die der Hölle?

Ihre Reden speien, noch, wenn man sie liest, Funken, Rauchwolken, halbverdaute Speisen, rötliche Dämpfe aus.

(...)

Dort, wo die Arbeiter am meisten willens waren, ihr Schicksal zu verbessern, zeigten auch die Arbeitgeber die meiste Entschlossenheit, n Widerstand zu leisten.

Der Arbeiter glaubt, ein Recht zu haben auf eine gewisse Sicherheit für die Zukunft, auf eine gewisse Behaglichkeit und Sauberkeit in seiner Wohnung; ein Recht darauf, ohne Angst die Kinder großzuziehen, die er in die Welt gesetzt hat, und von den Produkten der Arbeit, in der er ein unabdingbar notwendiger Faktor ist,

einen gerechten Anteil zu bekommen; ein Recht auf eine Sonnenstunde, da er im Hof seines Hauses seiner Frau beim Pflegen eines Rosenbeetes hilft; auf irgendeinen Winkel, wo er leben kann und der nicht, wie in einigen Vierteln von New York, ein stinkendes Loch ist, in das man nicht eintreten kann, ohne daß einem Übel wird. Und jedes Mal, wenn die Arbeiter in Chicago all das in irgendeiner Form forderten, verschworen sich die Kapitalisten und strafte sie, indem sie ihnen Arbeit verweigerten, die für sie Fleisch, Feuer und Licht ist; hetzten sie die Polizei auf sie, die immer danach giert, ihre Gummiknüppel auf den Köpfen von schlecht gekleideten Leuten sich austoben zu lassen. Die Polizei ermordete so manches Mal einen Tollkühnen, der ihr mit Steinen Widerstand leistete, oder ein Kind. Schließlich wurden sie – mit haßerfüllter Seele, mit beleidigter Würde und Rache brütend – durch Hunger und äußerste Not dazu gezwungen, an ihre Arbeit zurückzukehren.

Nur von den wenigen Anhängern ihrer Sekte abgehört, versammelten sich Jahr für Jahr die Anarchisten. Sie waren in Gruppen organisiert, von denen jede über eine bewaffnete Abteilung verfügte. In ihren drei Zeitungen verschiedener Schattierung traten sie öffentlich für die soziale Revolution ein; erklärten sie der bestehenden Gesellschaft im Namen der Menschheit den Krieg; waren sie sich darüber einig, daß es sinnlos ist, eine radikale Umwälzung mit friedlichen Mitteln erreichen zu wollen; empfahlen sie die Anwendung des Dynamits, der heiligen Waffe des Enterbten, und gaben Anweisungen zu seiner Herstellung.

Nicht im verräterischen Dunkel, sondern im Angesicht derer, die sie als ihre Feinde betrachteten, proklamierten sie sich als Freie und Rebellen, die den Menschen emanzipieren wollen, erklärten sie sich als Freie und Rebellen, die den Menschen emanzipieren wollen, erklärten sie sich als im Kriegszustand befindlich und priesen die Entdeckung einer Substanz, deren einzigartige Macht einen Kraftausgleich bewirken und Blutvergießen ersparen würde, stachelten sie mit der schauerlichen Kühle und der diabolischen Gelassenheit einer allgemein gehaltenen ballistischen Abhandlung zum Studium und zur Anfertigung der neuen Waffe an. Wenn man diese Instruktionen liest, sieht man förmlich knochenfarbene Kreise in einem Meer von Rauch vor sich: In die schattendunkle Behausung dringt ein Kobold ein, nagt an einer Menschenrippe und feilt sich die Fingernägel spitz.

Um die tiefe Verzweiflung dieses Menschen ganz ermessen zu können, muß man sich fragen, ob der Schrecken, den er in aller Ruhe vorzubereiten pflegt, jenen übersteigt, gegen den er sich mit säkularer Wut empört erhebt, muß man als Verbannter außerhalb des Vaterlandes oder der Menschheit leben.

Der Amerikaner Parsons, der einst von seinen sozialistischen Freunden als Präsident der Republik vorgeschlagen worden war und der an die Menschheit, seinen einzigen Gott, glaubte, versammelte sonntags seine Anhänger um sich, um ihre Herzen in ein derartiges Hochgefühl zu versetzen, daß sie den notwendigen Mut zur Gegenwehr aufbrachten. Er sprach sprunghaft, mit Peitschenschlägen, mit

Messerstichen, das entflammte Wort trug ihn weit von sich fort.

Seine Frau, eine leidenschaftliche Mestizin, in deren Herz sich das Elend der Arbeiter wie ein Dolchstich grub, pflegte danach stets in eine mitreißende Rede auszubrechen; noch nie, so heißt es, sei mit so viel ungeschlächterter und sprühender Beredsamkeit die Qual der unterdrückten Klassen gemalt worden: Blitze die Augen, Maschinengewehre die Worte, beide Fäuste geballt; und wenn sie dann von der Mühsal einer armen Mutter sprach, tat sie es in den sanftesten Tönen und mit Strömen von Tränen.

Spies, der Direktor der „*Arbeiterzeitung*“⁴², schrieb wie aus der Totenkammer, mit einer gewissen Grabeskälte. Er rechtfertigte die Anarchie, malte sie als wünschenswerten Zugang zu einem wahrhaft freien Leben, sieben Jahre lang erläuterte er in seiner Tageszeitung ihre Grundlagen, sodann die Notwendigkeit der Revolution und schließlich, wie Parsons im „*Alarm*“, die Art und Weise, wie man sich organisieren muß, damit sie triumphieren kann

Ihn lesen ist, wie mit dem Fuß einen Schritt ins Leere tun. Was geschieht mit der Welt, die aus den Fugen geht?

Spies behielt seine Ruhe dort, wo ein gediegener Verstand fühlt, daß ihm der Boden unter einem Fuß entgleitet. Seinen Stil feilt er, als wenn er einen Diamanten schleift. Ein Narziß des Grabes, bestaunt er sich selber und gefällt sich in seiner eigenen Größe. Morgen wird ihm ein armes Mädchen ihr Leben weihen, ein Mädchen, das sich am Gitter seiner Zelle schmückt, wie sich einst die christliche Märtyrerin mit dem Kreuz schmückte, und von seinen Lippen werden sich ein paar knappe, kühle Worte lösen, mit denen er daran erinnert, daß Jesus, als er sich mit der Erlösung des Menschen befaßte, Magdalena, nicht lieben konnte.

Wenn Spies zu den Arbeitern sprach und sich dabei seines gut sitzenden Gehrocks entledigte, dann war nichts Menschliches in dem, was er redete, es war das Brausen des Sturms, fern und unheildrohend. Es war Wort ohne Fleisch. Er reckte den Körper seinen Zuhörern entgegen, wie ein Baum, der sich im Hurrikan biegt; und es schien wirklich, als ob ein eisiger Wind aus den Zweigen hervorbräche und über die Köpfe der Menschen hinwegstriche.

Er legte die Hand auf die aufgewühlte, behaarte Brust dieser Männer und fuhr ihnen über die Augen, er preßte ihnen die Eingeweide aus und ließ sie daran riechen. Als die Polizei bei einem Zusammenstoß einen Streikenden tötete, bestieg er bleich den Karren, diese schwankende Tribüne der Revolutionen, und unerhört aufreizend leuchtete sein trockenes Wort auf und erglühte wie ein feuriger Köcher. Danach ging er allein durch die finsternen Gassen.

42 Die Kursivstellen sind auch im Original deutsch.

Engel, eifersüchtig auf Spies, drang darauf, den Anarchismus kriegstüchtig zu machen: er an der Spitze einer Kompanie; er dort, wo man das Laden des Gewehrs lehrte oder das Zielen, damit der Schuß ins Herz traf; er des Abends in den Kellerräumen, wo man „für den Moment, da die große Stunde gekommen ist“, übt; er mit seinem „Anarchist“ und seinen Unterhaltungen, in denen er Spies, dessen Gedanken neiden, der Lauheit bezichtigte; er allein war der Reine, der Unbefleckte, der Hörenswerte; jene Anarchie, die unverzüglich und ohne Unterschied die Menschen zu Eigentümern von allem macht, ist die einzig gute; die Welt ist ein Würfelspiel, und er, er ist das Brett. Wie gut würde doch die Menschheit auf ihrem Weg voranschreiten – wie der Würfel beim Perinolaspiel –, wenn die Arbeiter Schamgefühl hätten“.

Er ging von einer Gruppe zur anderen; er nahm an den Beratungen des anarchistischen Generalkomitees teil, das sich aus Delegierten der Gruppen zusammensetzte. Er bezichtigte das Komitee des Kleinmuts und des Verrats, weil es nicht „mit uns, so wie wir sind, mit diesen achtzig Leuten, die wir sind“, die wahrhafte Revolution dekretierte, jene Revolution, die Parsons wollte; die das Dynamit „sublime Substanz“ nennt; die den Arbeitern sagt, sie sollen „in die Läden der State Street gehen und sich alles nehmen, was sie brauchen, denn es sind ihre Läden, ihnen gehört alles“. Er ist wie Spies Mitglied des „Lehr-und-Wehr-Vereins“, nachdem eine brutale Polizeiattacke, die viele Arbeiter niederstreckte, sie provoziert hatte, sich zu bewaffnen, sich zu bewaffnen, um sich zu verteidigen, um den Zeitungsgedanken gegen die Springfield auszuwechseln, denn brutale Attacken veranlassen immer einen Wechsel. Engel war mit seinem gedrunghenen Körper die Sonne, der „große Rebell“, der „Autonome“.

Und Lingg? Er verbrauchte seine männliche Schönheit nicht in den entnervenden Liebschaften, die den Mann in den ruhmreichen Jugendjahren ohne Saft und Kraft lassen. Aufgewachsen in einer deutschen Stadt zwischen einem invaliden Vater und einer hungernden Mutter, lernte er das Leben von einer Seite kennen, daß eine edelmütige Seele es gerechterweise hassen mußte. Schaueremann war sein Vater und Wäscherin seine Mutter; er selber war schön wie Tannhäuser oder Lohengrin, mit einem Körper wie aus Silber, den Augen eines Liebenden und mit dichtem, krausem kastanienbraunem Haar. Wozu seine Schönheit, wenn die Welt häßlich ist? Er fand seine eigene Geschichte in der Arbeiterklasse wieder, und der Bart wuchs ihm in dem Maße, wie er Bomben anfertigen lernte, Vorausgesetzt, daß die Niedertracht bis ins tiefste innere des Erdballs reicht, muß sich die Explosion bis zum Himmel erstrecken!

Er war gerade aus Deutschland gekommen, zweiundzwanzig Jahre war er alt; was bei den anderen Worte sind, wird bei ihm Aktion sein; Er, er allein stellte Bomben her. Den abgesehen von Menschen mit blinder Energie, findet es der Mensch, dieses schöpferische Wesen, nur dann natürlich, den Tod zu bringen, wenn er sich auf diese Weise von ihm befreien kann.

Und während Schwab, genährt von der Lektüre der dichter, Spies beim Schreiben hilft, während Fielden, gewandt in schönen Reden, von Ort zu Ort zieht und die Geister von der kommenden Reform in Kenntnis setzt, während Fischer aufmuntert

und Neebe organisiert, stellt er zusammen mit vier Kameraden, von denen ihn einer verraten wird, in einem Versteck Bomben her, wie es Most in seiner „Wissenschaft vom revolutionären Krieg“ gebietet, und füllt mit verbundenem Mund, wie es Spies im „Alarm“ rät, die tödliche Dynamitkugel, verschließt die Öffnung mit einem Deckel, durch dessen Mitte die im Sprengkörper endende Lunte läuft, und wartet mit gekreuzten Armen auf die Stunde.

Uns so marschierten in Chikago die anarchistischen Kräfte mit solcher Langsamkeit, mit solchen Eifersüchteleien und inneren Wirren, mit derartigen Meinungsverschiedenheiten über die für die bewaffnete Rebellion günstige Stunde, mit einem solchen Mangel an gefürchtetem Kriegsmaterial und an stolzen Bastlern, die es herstellen konnten, daß die einzig sichere Waffe der Anarchie, dieser zerzausten, langmähnigen Herrin über ein paar flammende Herzen, jene Wut war, die in Extremsituationen durch die soziale Mißachtung in der Menge erzeugt wird, obwohl diese den Anarchismus sonst ablehnt. Der Arbeiter, der ein Mensch ist und vorwärtsstrebt, widersetzt sich mit natürlicher Weisheit der Vorstellung von einer Welt, die die Menschen vernichtet. Aber wenn sie in Massen niedergeschossen werden, weil sie eine Stunde Freizeit verlangen, um im Licht der Sonne ihre Kinder anzuschauen; wenn sie sich aus der tödlichen Blutlache erheben und sich die blutigen Haarsträhnen wie zwei rote Vorhänge aus dem Gesicht streichen, kann – vom Erbarmen zum Wahnsinn getrieben – eine Gruppe unglücklicher Menschen mit ihrem Todestraum, der seine rauchenden Flügel entfaltet, über die dunkle Menge hinwegfliegt und, die klagende Leiche in den Fängen haltend, über die erschrockenen Herzen das Licht einer infernalischen Morgenröte ausbreitet, die verzweifelten Seelen wie mit trübem Rauch umfängt.

Schützte sie nicht das Gesetz? Und machte sie nicht die Presse populär, die sie mit ihrem Haß zur Verzweiflung brachte, anstatt sie mit Gerechtigkeit zu beruhigen? Zirkulierten nicht ihre Zeitungen ungehindert, deren Empörung mit der Mißachtung und deren Kühnheit mit der Straflosigkeit wuchsen? Was wollten sie denn, wenn es doch für sie klar war, daß man unter einem verwerflichen Despotismus lebte und daß man die in der Unabhängigkeitserklärung formulierte Pflicht erfüllen muß, ihn zu stürzen und durch eine freie Assoziation von Gemeinden zu ersetzen, die untereinander ihre gleichwertigen Produkte austauschen, ihre Angelegenheiten ohne Kriege, durch gegenseitige Abkommen regeln und nach bestem Wissen, ohne Unterschied der Rasse, des Glaubens oder des Geschlechts erzogen werden? Erhob sich nicht die Nation wie eine Elefantenherde, die im Gras gelagert hatte, mit den gleichen Schmerzen und den gleichen Schreien?

(...)

Dann kam das Frühjahr, der Freund der Armen. Und ohne angst vor der Kälte, erfüllt von der Kraft, die das erste Licht spendet, und von der Hoffnung, mit den Winterersparnissen den ersten Hunger zu stillen, beschloß eine Million über die ganze Republik verstreuter Arbeiter, von den Fabriken das Einhalten des Gesetzes zu verlangen, wonach der Arbeitstag acht Stunden nicht übersteigt.

(...)

Es versammelten sich etwa fünfzigtausend mit ihren Frauen und Kindern, um die anzuhören, die ihrem Schmerz Ausdruck verleihen wollten;

(...)

Und dann sieht man über ihre Köpfe hinweg, in der Luft flatternd, eine roten Faden herabsteigen. Die Erde erzittert; das Projektil dringt vier Fuß tief in den Boden; stöhnend fallen die Soldaten der ersten beiden Reihen übereinander; die Schreie eines Sterbenden zerreißen die Luft.

(...)

Der Prozeß? Alles, was bis jetzt gesagt wurde, konnte bewiesen werden; nicht aber, daß die acht Anarchisten, die des Mordes an dem Polizisten Degan angeklagt waren, eine Verschwörung vorbereitet oder auch nur gedeckt hätten, die mit dessen Tod in Zusammenhang stand.

(...)

Aber die sieben sollen noch nicht sterben. Das Jahr vergeht. Das Oberste Gericht betätigt in einer der Sache unwürdigen Verhandlung die Todesstrafe. Da geschieht es, daß Chikago, aus Gewissensnot oder aus Angst, mit dem gleichen Eifer um Begnadigung bittet, mit dem es vorher Bestrafung verlangte; daß die Arbeitervereinigungen der Republik schließlich ihre Vertreter nach Chikago entsenden, damit sie zugunsten derjenigen eingreifen, deren ganze Schuld darin besteht, die Sache der Arbeiter zu sehr geliebt zu haben; daß der Haß der Nation dem Mitleid jener gleichkommt, die sein den grausamen Geschehnissen, die das Verbrechen provozierten, ihre Hilfe nicht versagten.

(...)

Auf Pilgerfahrt gehen die Verteidiger, die Abgeordneten der Arbeiterverbände, die Mütter, Ehefrauen und Schwestern der Verurteilten; auf einer von Schluchzen unterbrochenen Audienz beim Gouverneur fliehen sie um ihr Leben. Dort, in der Stunde der Wahrheit, zeigt sich die Hohlheit der rhetorischen Beredsamkeit! Phrasen angesichts des Todes! „Herr“, sagt ein Arbeiter, „wirst du sieben Anarchisten zum Sterben verurteilen, nur weil ein Anarchist eine Bombe auf die Polizei warf; und dabei wollte das Gericht die Polizei von Pinkerton nicht verurteilen, obwohl einer ihrer Agenten, ohne provoziert worden zu sein, ein Arbeiterkind durch einen Schuß umbrachte?“ Jawohl, der Gouverneur wird sie verurteilen; die ganze Republik bittet ihn, ein Exempel zu statuieren. ... Wesen Leben wird der Gouverneur Ogleby schließlich retten?

(...)

Und zwei Tage danach – Tage – die angefüllt waren mit schrecklichen Szenen in den Straßen, mit dem unendlichen Vorbeidefilieren weinender Freunde an den schwarzblauen Leichen, mit Zeichen der Trauer, die an Tausenden von Türen unter, einer roten Seidenblume hingen, mit respektvoll versammelten Menschenmengen, die zu Füßen der Särge Rosen und Blumengebinde niederlegten – sah das erstaunte Chikago hinter der Trauerkapelle, der ein verrückter Soldat, herausfordernd eine amerikanische Fahne schwenkend, voranlief, den Sarg von Spies, unter Kränzen

versteckt, die Straße passieren; den von Parsons, schwarz, mit vierzehn Handwerkern im Gefolge, die symbolische Blumenspenden trugen; den von Fischer, der mit einer großartigen Girlande aus Lilien und Nelken geschmückt war; die von Engel und Lingg, bedeckt mit roten Fahnen; und die Witwen, bis zu den Fußspitzen in Trauerschleier gehüllt, in ihren Karossen. Und Gesellschaften, Vereinigungen, Vereine, Mitglieder des Gesangsvereins, Abordnungen, dreihundert Frauen mit Trauerflor am Arm, sechstausend trauernde, barhäuptige Arbeiter, die an der Brust flammende Rosen trugen.

Vom Friedhofshügel herab, den fünfundzwanzigtausend mitfühlende Seelen umlagerten und über dem sich der sonnenlose Himmel dieser unfruchtbaren Ebenen wölbte, sprach Hauptmann Black, der bleiche, in Schwarz gekleidete Verteidiger, mit über den Leichnamen erhobener Hand: „Was ist die Wahrheit?“ fragte er; und es war so still, daß man die schmerz erfüllten Frauen und die anwesenden aufstöhnen hörte. „Was ist die Wahrheit, die, seitdem sie der Mann aus Nazareth in der Welt verkündete, vom Menschen erst dann erkannt wird, wenn er sie mit den eigenen Armen emporhebt und mit dem Tode bezahlt? Diese hier sind keine verabscheuungswürdigen Treulosen, die nach Unordnung, Blut und Gewalt gierten, sondern Männer, die den Frieden wollten, Herzen voller Zärtlichkeit; sie wurden von all jenen geliebt, die sie kannten und aus der Nähe die Kraft und den Glanz ihres Lebens sahen. Ihre Anarchie war ein Reich der Ordnung ohne Zwang, ihr Traum eine neue Welt ohne Elend und Sklaverei, ihr Schmerz die Gewißheit, daß der Egoismus niemals auf friedliche Weise dem Recht weicht. Oh, Kreuz von Nazareth, das für diese Leichname der Galgen ist!“

Als die vier Hingerichteten vom Gerüst aus Tannenholz herabgenommen und ins Grab gesenkt wurden, steig aus dem Dunkel, das alle umhüllte, eine Stimme auf, der man anhörte, daß sie unter einem dichten Bart hervor und aus einem schweren, verbitterten Herzen kam. „Ich will nicht diesen Henker anklagen, der da Gefängnis aufseher heißt, auch nicht die Nation, die heute in ihren Tempeln Gott dafür gedankt hat, daß diese Männer am Galgen starben; ich klage vielmehr die Werktätigen von Chikago an, die es geduldet haben, daß fünf ihrer edelsten Freunde ermordet wurden.“

Die Nacht und die Hand des Verteidigers, die sich auf jene unruhige Schulter legte, zerstreuten die Anwesenden und die Hurrarufe; Blumen, Fahnen, tote und Trauende verloren sich in demselben schwarzen Schatten. Wie eine Meeresbrandung drang von fern der Lärm der Menge herüber, die nach Hause zurückkehrte. Und die „Arbeiterzeitung“, die von den Menschen auf ihrem Rückweg in die Stadt begierig gekauft wurde, erklärte in ihrer Abendausgabe: „Wir haben eine Schlacht verloren, unglückliche Freunde aber wir werden schließlich doch eine gerechte Welt erleben. Seien wir listig wie die Schlangen und unschuldig wie die Tauben!“

Aus: La Nación, Buenos Aires, 1. Januar 1888

Verteidigung Kubas (Auszüge)

An den Herrn Direktor der „Evening Post“

New York, 21. März 1889

Sehr geehrter Herr!

Bitte gestatten Sie mir, daß ich mich in ihrer Zeitung auf den kritischen Angriff der Kubaner beziehe, den der „Manufacturer“ in Philadelphia veröffentlichte und der mit ihrer Erlaubnis in Ihrer gestrigen Nummer nachgedruckt wurde.

Dies ist nicht der geeignete Moment, die Angelegenheit der Annexion Kubas zu diskutieren. Es ist wahrscheinlich, daß kein Kubaner, der auch nur einen Funken Ehrgefühl besitzt, sein Land vereint sehen möchte mit einem anderen, wo diejenigen, die die öffentliche Meinung bestimmen, Vorurteile über es verbreiten, die nur einer so prahlerischen Politik oder so verworrenen Unwissenheit nachgesehen werden können. Kein ehrbarer Kubaner wird sich, zum bloßen Vorteil seines Landes, jemals so weit erniedrigen, daß er sich, wie ein moralisch Verdorbener, von einem Volk empfangen läßt, das seine Fähigkeit ignoriert, seine Rechtschaffenheit beleidigt und seinen Charakter verachtet.

Es gibt Kubaner, die (...) dort, wo die Vereinigten Staaten auf einem öden Felseneiland früher nicht mehr als einige Hütten hatten, mit ihren geringen, dafür nicht vorgesehenen Mitteln eine Stadt der Arbeiter gründeten; sie alle, die zahlreicher sind als die anderen, wünschen nicht die Annexion Kubas durch die Vereinigten Staaten. Sie brauchen sie nicht. Sie bewundern diese Nation, die größte aller jener, die je Freiheit erlangten, aber sie mißtrauen den todbringenden Elementen, die, wie Würmer im Blut, in dieser herrlichen Republik ihr zerstörerisches Werk begonnen haben. Sie haben die Helden dieses Landes zu ihren eigenen Helden gemacht und streben nach dem endgültigen Erfolg der Nordamerikanischen Union wie nach dem höchsten Ruhm der Menschheit; aber sie können nicht ehrlich glauben, daß der übertriebene Individualismus, die Anbetung des Reichtums und der anhaltende Jubel über einen schrecklichen Sieg die Vereinigten Staaten dazu bestimmen sollen, die für die Freiheit typische Nation zu sein, wo es weder eine Meinung geben darf, die sich auf das unmäßige Verlangen nach Macht gründet, noch Erwerb oder Sieg, die Güte und Gerechtigkeit widersprechen. Wir lieben die Heimat von Lincoln so, wie wir die Heimat von Cutting fürchten.

Wir Kubaner sind nicht dieses Volk von elenden Vagabunden oder sittenlosen Zwergen, das der „Manufacturer“ beschreibt; und auch nicht das Land der zum Handeln unfähigen geschwätzigten Nichtsnutze, der Feinde harter Arbeit, das, ebenso wie die anderen Völker des spanischen Amerika, gewöhnlich von hochmütigen Reisenden und Schriftstellern geschildert wird. Wir haben ungeduldig unter der Tyrannei gelitten; wir haben wie Männer, und manchmal wie Giganten,

gekämpft, um frei zu sein; wir sind dabei, jene Periode trügerischer Ruhe hinter uns zu lassen, die in Wahrheit voller Keime des Aufruhrs gewesen ist. (...)

Die Kubaner, so schreibt der „Manufacturer“, haben eine „Abneigung gegen alle Anstrengungen“, „besitzen kein Selbstwertgefühl“, „sind faul“. Diese „Faulen“, die „kein Selbstwertgefühl besitzen“, kamen vor zwanzig Jahren fast ausnahmslos mit leeren Händen hier an; sie kämpften mit dem Klima; sie eigneten sich die fremde Sprache an; sie lebten von ihrer ehrlichen Arbeit, einige in Wohlhabenheit, andere in Reichtum, nur wenige im Elend; sie liebten den Luxus und arbeiteten für ihn; man sah sie nicht oft auf den dunklen Pfaden des Lebens; unabhängig und sich selbst genügend, fürchteten sie nicht, in ihren Fähigkeiten oder in ihrem Tun unterlegen zu sein; Tausende sind zurückgekehrt, um in ihrer Heimat zu sterben; Tausende bleiben an dem Ort, wo sie schließlich ohne Hilfe der vertrauten Sprache, der religiösen Gemeinschaft oder der russischen Zusammengehörigkeit über die Härten des Lebens gesiegt haben. Eine Handvoll kubanischer Arbeiter errichtete Cayo Hueso. In Panama haben sich die Kubaner hervorgetan durch ihre Verdienste als Handwerker in den edelsten Gewerben, als Beamte, Ärzte und Unternehmer. Ein Kubaner, Cisneros, hat gewaltigen Anteil am Fortschritt des Eisenbahnverkehrs und der Flußschiffahrt in Kolumbien, Márquez, ein anderer Kubaner, erwarb sich, wie viele seiner Landsleute, als ausgezeichnete Geschäftsmann die Achtung Perus. Überall leben Kubaner, die als Bauern arbeiten, als Ingenieure, als Feldvermesser, als Handwerker, als Lehrer, als Journalisten. In Philadelphia hat der „Manufacturer“ täglich Gelegenheit, hundert Kubaner zu sehen. (...)

Und die Frauen dieser „Faulen“, die „kein Selbstwertgefühl besitzen“, diese Feinde „jeglicher Anstrengungen“, gaben ihre luxuriöse Lebensweise auf und kamen mitten im harten Winter hierher; ihre Männer waren im Krieg, zugrunde gerichtet, gefangen, tot; die Señora begann zu arbeiten; die Herrin der Sklaven wurde selbst zur Sklavin; (...)

Wir seien „von Natur aus und erfahrungsgemäß unfähig, die sich aus der Staatsbürgerschaft in einem großen freien Land ergebenden Pflichten zu erfüllen“. Es ist unrecht, dies von einem Volk zu behaupten, das – neben der Energie, mit der es die erste Eisenbahn in den von Spanien beherrschten Gebieten baute und gegen eine tyrannische Regierung alle Grundlagen für eine Zivilisation schuf – eine wirklich beachtliche Kenntnis des politischen Apparates besitzt sowie eine erprobte Fähigkeit, sich an dessen jeweils höhere Formen anzupassen, und die in den tropischen Gegenden seltenere Kraft, sein Denken zu stählen und seine Sprache zu beschneiden. (...)

„Manufacturer“ schreibt abschließend, „daß unser Mangel an männlicher Kraft und Selbstachtung sich in der Apathie zeigt, mit der wir uns so langender spanischen Unterdrückung unterworfen haben“, und „daß unsere Versuche der Rebellion leider so unwirksam gewesen sind, daß sie sich kaum von einer Farce unterscheiden“. Nirgends haben sich größere geschichtliche Ignoranz und der Charakter so deutlich

offenbart, wie in dieser leichtfertigen Behauptung. Um nicht in Bitterkeit zu antworten, sollte man daran erinnern, daß mehr als nur ein Amerikaner sein Blut an unserer Seite in einem Krieg vergoß, den ein anderer Amerikaner als „Farce“ bezeichnen zu müssen meinte. Eine Farce“ Der Krieg, der von den ausländischen Beobachtern mit einer Epoche verglichen wurde, die Empörung eines ganzen Volkes, der freiwillige Verzicht auf den Reichtum, die Abschaffung der Sklaverei im ersten Moment unserer Freiheit, das Inbrandsetzen unserer Städte mit unseren eigenen Händen, das Entstehen von Dörfern und Fabriken in den unberührten Wäldern, das Bekleiden unserer Frauen mit den Blättern der Bäume, das zehn Jahre währende Inschachhalten eines mächtigen Gegners, der zweihunderttausend Männer im Kampf mit einem kleinen Heer von Patrioten verlor, deren einzige Hilfe die Natur war! Wir hatten weder Hessen noch Franzosen, weder Lafayette noch von Steuben, noch königliche Rivalitäten, die uns hätten helfen können; wir hatten nur einen Nachbarn, der den Einflußbereich seiner Macht erweiterte und gegen den Willen des Volkes handelte“, um die Feinde jener zu begünstigen, die für dieselbe Freiheitscharta kämpften, auf die er seine Unabhängigkeit gründete; wir würden Opfer ebender Leidenschaften werden, die den Fall der dreizehn Staaten verursacht hätten, wären diese nicht durch den gemeinsamen Sieg miteinander verbunden gewesen, während uns das Zögern aus Abscheu vor dem Blutvergießen, die dem Feind anfänglich eine unantastbare Überlegenheit sicherte, und das Zögern aus einem kindlichen Vertrauen in die unzweifelhafte Hilfe der Vereinigten Staaten. „Sie werden uns nicht vor ihren eigenen Toren für die Freiheit sterben lassen, ohne eine Hand zu heben oder Wort zu sagen, um der Welt ein neues freies Volk zu geben. Sie erweiterten den Einflußbereich ihrer Macht mit Rücksicht auf Spanien.“ Sie hoben nicht die Hand. Sie sagten nicht das Wort.

Das Feuer des Kampfes ist noch nicht erloschen. Die Vertriebenen wollen nicht zurückkehren. Die neue Generation erweist sich ihrer Väter würdig. Hunderte von Männern starben nach dem Krieg im Dunkel der Gefängnisse. Erst mit unserem Leben geht auch die Schlacht für die Freiheit zu ende. Und es ist die traurige Wahrheit, daß sich unsere Kraft höchstwahrscheinlich erfolgreich erneuert hätte, wenn nicht einigen von uns die wenig männliche Hoffnung der Annexion gewesen wäre, die Freiheit zu erringen, ohne sie bezahlen zu müssen, und wenn nicht andere zu Recht fürchte, daß unsere Toten, unsere heiligen Erinnerungen unsere mit Blut getränkten Ruinen schließlich nicht mehr sein werden als der Dünger für den Boden, in dem eine fremde Pflanze wächst, oder der Anlaß zum Spott für „Manufacturer“ von Philadelphia.

José Martí
New York, am 25. März 1889

Übersetzung des Briefes, den die Evening Post, unter diesem Titel veröffentlichte.

Mit allen für alle (Auszüge)

Kubaner!

Für das leidende Kuba das erste Wort. Kuba sollte der Altar sein, auf dem wir unser Leben opfern, und nicht der Sockel, auf dem wir uns erheben. Und nun, da ich seinen über alles geliebten Namen heraufbeschworen habe, werde ich die Liebe meiner Seele über diese großzügigen Hände ausgießen, die, ganz sicher im rechten Augenblick, herbeieilen, um mir Kraft zu verleihen für die Agonie des Errichtens; jetzt, da ich über unsere Köpfe hinwegblicke und das Herz ganz aus mir herausgerissen habe, werde ich für die keinen egoistischen Dank haben, die glauben, in mir die Tugend zu sehen, die sie in mir und jedem Kubaner wünschen; weder dem herzlichen Carbonell noch dem tapferen Rivero sage ich Dank für die wunderbare Freundlichkeit der Worte und das Feuer der großzügigen Liebe; sondern allen Dank meiner Seele sage ich ihnen, und damit den vielen, die Hand angelegt haben beim Aufbau, für dieses Volk der Liebe, das sie im Angesicht des habgierigen Herrn aufgerichtet haben, der uns nachstellt und uns entzweit; für dieses Volk der Tugend, in dem sich die freie Kraft unseres fleißigen Vaterlandes zeigt; für dieses gebildete Volk, bei dem der Tisch zum Nachdenken neben dem zum Geldverdienen steht, und der Donner Mirabeaus neben der Kunst Rolands, was für die Hochmütigen dieser Welt ausreichende Antwort ist; für diese mit Helden umgebenen und auf Herzen errichteten Tempel. Ich umarme alle, die zu lieben verstehen. In meinem Herzen trage ich den Stern, trage ich die Taube.

Nicht die ständige Achtung vor einer Idee, der man nicht abschwören kann, ohne sich zu entehren, hat uns hier gewissermaßen und gegen unseren Willen zusammengeführt, auch nicht die immer bereitliegende und manchmal vorschnelle Antwort der Herzen des Vaterlandes für einen nach Ruhm strebenden oder für einen auf Macht Versessenen, oder für einen Helden, der die unangebrachte Todessehnsucht nicht mit dem höheren Heldentum verbindet, diese zu unterdrücken, oder für einen Bedürftigen, der unter dem Deckmantel des Vaterlands die Hand nach Almosen ausstreckt. Nicht der, der kommt, wird sich jemals durch Schmeichelei erniedrigen, nicht dieses edle Volk, das ihn empfängt, das Volk unterwürfiger und duldender Menschen. Meine Brust schwillt vor Stolz, und ich liebe mein Vaterland von jetzt an noch mehr, und ich glaube von jetzt an noch mehr an seine geordnete und lichte Zukunft, an eine Zukunft, in der die ernste Gefahr von ihm genommen ist, unbesonnen im Namen der Freiheit denen zu folgen, die sich sein Verlangen nach ihr zunutze machen, um selber Vorteil daraus zu ziehen; an die Republik der offenen Augen, die weder wahnwitzig noch schüchtern, weder aufgeputzt noch stolz, noch übermäßig gebildet noch ungebildet ist, glaube ich mehr denn je, seit ich, durch die geheiligten Ankündigungen des Herzens, vereint sehe in dieser Nacht der Kraft und der Gedanken, vereint jetzt und später, vereint, solange der Patriotismus vorhanden ist, die Kubaner, die ihre offenen und freie unverhüllte Meinung über alle Dinge stellen, und einen Kubaner, der sie respektiert.

Denn wenn ich etwas in meinem Vaterland Vorrang geben dürfte, etwas Wesentlichem, das allen im Lande Grundlage und Prinzip gälte und ohne das die anderen Dinge trügerisch und unsicher wären, dies Etwas wäre folgendes: ich möchte, daß das oberste Gesetz unserer Republik die Anerkennung der vollen Würde des Menschen durch die Kubaner sei.

(...)

Für Wahrheiten arbeiten wir, nicht für Träume. Für die Befreiung der Kubaner arbeiten wir, nicht für ihre Einpferchung. Für die Berücksichtigung der Interessen und Rechte der treuen Einwohner Kubas in Frieden und Gleichheit arbeiten wir und nicht, um am Rande des Kontinents, der Republik, die erschreckende Gutsverwaltung von Veintimilla zu errichten oder das blutige Gut von Rosas oder das düstere Paraguay Francias! Besser ist es unter den auswüchsen des unvollkommenen Charakters unserer Landsleute zu fallen, als den Kredit zu nutzen, den wir mit den Waffen des Krieges oder denen des Wortes erlangt haben, und ihnen den Charakter zu glätten! Mein einziger Anlaß für diese Zärtlichkeiten ist, daß meine im Dienste der wirklichen Freiheit ruhelos tätigen Hände sich rechtzeitig gekräftigt haben“ Sollen die gleichen in meine Hände beißen, die ich höher heben möchte, und, ungelogen, ich werde den Biß lieben, denn er entspringt der Wut meines eigenen Landes, und seinetwegen erlebe ich ein tapferes, rebellierendes kubanisches Herz! Vereinigen wir uns vor allem in diesem Glauben; falten wir zum Unterpfand für diesen Entschluß die Hände, wo alle sie sehen und wo man nicht ungestraft vergißt; versperren wir der Republik den Weg, sofern sie nicht mit Mitteln, die der Würde des Menschen entsprechen, und zum Wohl und Glück aller Kubaner errichtet wurde“

Aller Kubaner! Ich weiß nicht, welches zarte Geheimnis diese so süßen Worte in sich tragen, noch, welches ein Klang, reiner als das Wort Mensch, das ja bereits so schön ist, daß, wenn man es gebührend ausspricht, es gleichsam Luft zu sein scheint, ein goldener Strahlenkranz, und die Natur ist Thron, oder sie ist Gipfel des Berges! Wenn man Kubaner sagt, breitet sich in unserem Innern eine Süße aus wie zarte Brüderlichkeit, und die Schachtel mit unseren Ersparnissen öffnet sich von selbst, und wir beeilen uns, noch einen Stuhl an den Tisch zu stellen, und das verliebte Herz spannt seine Flügel, um den, der in demselben Land geboren ist wie wir, zu schützen, wenn auch die Sünde ihn vom Weg abbringt oder er durch Unwissenheit irregeleitet wird oder der Zorn ihn aufheizt oder ihn das Verbrechen mit Blut befleckt!

(...)

Dort, wo wir für die Abwesenden wachen, wo wir das Haus neu errichten, das dort über uns zusammenbricht, o wir schaffen, was es zu ersetzen gilt, da es uns hier zerstört wird, dort gibt es kein Wort, das dem Licht des Tagesanbruchs mehr gleicht, noch Trost, der glückseliger in unser Herz dringt, als dieses unbeschreibliche, brennende Wort: Kubaner.

Denn das ist diese Stadt; das ist die totale kubanische Emigration, das ist es, was wir in diesen Jahren des Arbeitens, ohne zu sparen, der Familie ohne Vergnügen, des Lebens ohne Genuß, des heimtückischen Todes gemacht haben! (...) Was wissen sie dort schon von diesem feinsinnigen Umgang zwischen dem verzweifelten Land und den wartenden Emigranten, die niemand vorberietet und niemand aufhalten kann? (...)

Die Tapferen des Krieges, die mich hören, schließen nicht Frieden aufgrund diese gewissenhaften Analysen der öffentlichen Angelegenheiten, denn dem Enthusiasten scheint sogar die zögernde Besonnenheit beim Einsetzen des Enthusiasmus ein Verbrechen zu sein. Unsere Frau, die hier aufmerksam lauscht, träumt nur noch davon, die Heimat Erde zu betreten, wo ihr Gefährte, der verbittert und schweigsam hier lebt, nicht sein darf. Das Kind, Bruder oder Sohn von Märtyrern und Helden, aufgewachsen in ihren Legenden, denkt nur noch daran, wie schön es ist, im Kampf für das Land zu Füßen einer Palme auf einem Pferd zu sterben.

Es ist mein Traum und der aller anderen; die Palmen sind wartende Bräute; und so hoch sie die Palmen müssen wir die Gerechtigkeit ansetzen! Das ist es, was wir sagen wollten. Aus dem Überraschungsangriff, der zum Chaos geriet, muß, eingedenk der allgemeinen Beschwerden, der Krieg der Notwendigkeit folgen, der kraftlos wäre und ohne Siegesaussichten, wenn ihn nicht jene intelligente und starke Liebe zum Recht stützen würde, mit der die unruhigsten Seelen aus dem Grab die Frage heraufholen, welche von jenen, die der Gerechtigkeit weniger bedurften, fallengelassen worden war, als sie von der ersten Anstrengung ermüdet waren. Das Recht dieser Menschen ist es, was die Kubaner in ihrer Unabhängigkeit suchen. Das verwüstete Kuba richtet wieder die Augen auf uns! Die Kinder probieren an den Baumstämmen am Wege die Kraft ihrer neuen Arme aus! Die Kriege, so es Gründe dafür gibt, brechen aus, entweder aus der Ungeduld eines Mutigen oder wegen eines Maiskornes! Die kubanische Seele nimmt Aufstellung, und schon sieht man die aufgeregten Massen, wie Morgendämmerung ! (...)

Und in Buchstaben aus Licht muß man lesen, daß wir, mit diesen neuen Opfern, nicht bloße Formen suchen, nicht das Fortbestehen der kolonialen Seele in unserem Leben – mit der Yankee-Uniform als Neuheit -, sondern das Wesen und die Realität unseres republikanischen Landes, ohne die krankhafte Furcht einzelner, alle Ideen auf heilsame Weise auszudrücken und alle Energie ehrenvoll einzusetzen, und wir wollen auch nicht jene Beraubung des Menschen durch andere, die darin besteht, im Namen der Freiheit durch Gewalt zu herrschen und das Recht der übrigen auf die verschiedenen Formen der Freiheit zu mißachten. Natürlich werden das die Politiker zurückweisen, sie vergessen, daß man unbedingt mit dem rechnen muß, was nicht zu unterdrücken ist; und natürlich wird der Reismehlpatriotismus murren, unter dem Vorwand, daß die Völker, die im Schweiß ihres Angesichts arbeiten, nicht immer Nelkenduft verbreiten. Und was müssen wir erwidern? Ohne die Würmer, die die

Erde auflockern, könnten keine luxuriösen Paläste gebaut werden! In Wirklichkeit gilt es, die Ärmel hochzukrempeln, wie es der Fleischer tut, wenn er sich über das Rind hermacht. Alles Wahrfafte ist heilig, auch wenn es nicht nach Nelken duftet. Alles hat häßliche, blutige Eingeweide; Schlamm ist in den Mulden das Gold, aus dem der Künstler später seinen wunderschönen Schmuck fertigt; aus dem Gestank des Lebens zieht die Frucht ihren Saft und die Blume ihre Farben; der Mensch kommt aus der Finsternis des mütterlichen Schoßes und wird unter Schmerzen geboren, geht aus Geschrei und erhabener Trennung hervor; und die großartigen Kräfte und Feuerströme, die sich im Ofen der Sonne wälzen und mischen, erscheinen den menschlichen Augen aus der Ferne nur als Flecken! Freie Bahn denen, die keine Angst vor dem Licht haben; Barmherzigkeit denen, die vor seinen Strahlen erzittern! (...)

Sehr schlecht kennt der unser Vaterland, sehr schlecht kennt er es, der nicht weiß, daß es in ihm, wie eine Seele der Gegenwart und eine Garantie für die Zukunft, ein erhebliches Maß jener ursprünglichen Freiheit gibt, die der Mensch in sich selbst schafft, aus dem Saft der Erde und der Sorgen ringsum, und aus seinen eigenen Gedanken und seinem stolzen Wesen. Mit dieser wirklichen und vorwärtsstrebenden Freiheit, die nur aus Mangel an Bildung sündigen kann – und dem ist leicht abzuhelfen –, haben die echten Politiker mehr zu rechnen als mit dieser Freiheit von Amateuren, die die Politikaster in den Katechismen Frankreichs oder Englands lernen. Wir sind Menschen, und wir wollen keine Regierungen von Lästermäulern oder von Modepuppen haben, sondern Arbeit für unsere Köpfe, der Gießform unseres Landes entnommen. Sehr schlecht kennt der unser Volk, der nicht bemerkt, daß in ihm neben dem angebotenen Ungestüm, das es für den Krieg bereitmacht und es nicht in Frieden schlafen läßt, (...) um dieses ungestümen Vaterlands willen, in dem sich mit den gleichen Träumen und der gleichen Ehrbarkeit jene zusammenschließen, die der verschiedene Bildungsstand trennen könnte – wird unser Kuba, frei in der Harmonie der Gleichheit, die Hand der Kolonie festhalten, die nicht ablassen wird, zu gegebener Zeit, im Handschuh der Republik versteckt, über uns herzufallen. Und aufgepaßt, Kubaner, manche Handschuhe sind so gut, daß sie von der Hand als solcher nicht zu unterscheiden sind! Jeden, der nach macht verlangt, Kubaner, muß man bei Licht, wo man die Hand gut sieht, fragen: Hand oder Handschuh“

(...)

Vor dem, der in Kuba am meisten zu leiden hatte durch den Raub der Freiheit, haben wir angst in einem Land, wo das für sie vergossene Blut bewirkte, daß sie zu sehr geliebt wird, als daß sie bedroht werden könnte? Haben wir Angst vor dem Schwarzen, dem großzügigen Schwarzen, dem schwarzen Bruder, der in den Kubanern, die für ihn gestorben sind, den Kubanern auf immer vergeben hat, die ihn noch mißhandeln? Und ich kenne Hände von Schwarzen, die stärker sind als die irgendeines mir bekannten Weißen; ich kenne die Liebe des Schwarzen zur vernünftigen Freiheit, die sich nur durch ihre größere, naturgegebene, nützliche Kraft

von der Freiheitsliebe des weißen Kubaners unterscheidet; ich weiß, daß der Schwarze den edlen Körper aufgerichtet hat und eine feste Säule für die Freiheit des Vaterlandes bildet. Andere fürchten ihn, ich liebe ihn; dem, der schlecht von ihm redet, zeige ich es, ich sage ihm deutlich: „Sie lügen!“

Müssen wir uns vor dem Spanier in Kuba fürchten? Vor dem bewaffneten Spanier, dessen Sieg nicht aufgrund seines Mutes, sondern aufgrund unserer Zwistigkeiten zustande kam, nur aufgrund unserer Zwistigkeiten? Vor dem Spanier, der in der Sarderino oder in der Rambla sein Vermögen hat und mit seinem Vermögen fortgehen wird, das sein einziges Vaterland ist; oder vor dem, der es in Kuba hat und aus Verbundenheit mit dem Land oder wegen der Herkunft der Kinder und aus Angst vor Strafe oder wegen seiner Kinder wenig Widerstand leisten wird? Vor dem einfachen Spanier, der die Freiheit liebt wie wir und mit uns ein Vaterland in Gerechtigkeit sucht, was mehr wiegt als die Verbundenheit mit einem unfähigen und ungerechten Vaterland, vor dem Spanier, der zusammen mit seiner kubanischen Frau unter der unabdingbaren Schutzlosigkeit und wegen der beklagenswerten Zukunft seiner Kinder leidet, die mit dem Mal des Hungers und der Verfolgung geboren wurden, mit dem Dekret der Verbannung im eigenen Land, mit dem Todesurteil im Leben, mit dem die Kubaner zur Welt kommen? Soll ich den liberalen und guten Spanier fürchten, meinen Vater aus Valencia, meinen Bürgen aus Santander, den Mann aus Cadiz, der in meinen Fieberträumen bei mir wachte, den Katalanen, der schimpfte und fluchte, weil der Kreole nicht in seinen Kleidern fliehen wollte, den Malagueño, der den kraftlosen Kubaner auf seinem Rücken aus dem Krankenhaus holt, den Galicier, der in fremdem Schnee stirbt, nachdem er dem Oberbefehlshaber des kubanischen Krieges das monatliche Brot gebracht hat? In Kuba wird für die Freiheit des Menschen gekämpft, und viele Spanier lieben die Freiheit! Diese Spanier werden andere Spanier angreifen: ich werde sie mein ganzes Leben lang schützen! Denen, die nicht wissen, daß diese Spanier gleichwohl auch Kubaner sind, sagen wir: „Sie lügen!“ (...)

Genug, genug der bloßen Worte! (...) Wir kennen das Übel und achten darauf, daß wir nicht rückfällig werden; in reiner Liebe und Geduld haben wir das vereint, was verstreut war, und in begeisterte Ordnung das verwandelt, was nach der Katastrophe argwöhnische Verwirrung war; wir haben den Glauben an das Gute gestärkt und meinen, daß es uns gelungen ist, die Laster zu bekämpfen oder zu unterdrücken, die unsere Niederlage verursachten, und mit ehrlichen Mitteln und für ein endgültiges Ziel die bekannten oder erahnten Elemente zusammenzutragen, mit denen man den bevorstehenden Krieg zum Sieg führen kann. Jetzt schließt die Reihen!

Erheben wir uns ein für allemal, in einem letzten Ansturm der Herzen, erheben wir uns so, daß im Sieg die Freiheit keine Gefahr läuft, in den Durcheinander oder durch Ungeschicklichkeit oder die Ungeduld bei der Vorbereitung; erheben wir uns für die wahrhafte Republik, wir, die wir durch unsere leidenschaftliche Verteidigung des

Rechts und durch unsere Gewohnheit, zu arbeiten, sie zu erhalten; erheben wir uns, um den Helden ein Grab zu gewähren, deren Geist verschämt und einsam durch die Welt irrt; erheben wir uns, damit eines Tages unsere Kinder ein Grab haben! Und schreiben wir rings um den Stern auf die neue Fahne diesen Satz siegreicher Liebe: „Mit allen für alle“.

Rede, gehalten im Kubanischen Lyzeum, Tampa, 26. November 1891

Manifest von Montecristi (Auszüge)

Die Revolutionäre Kubanische Partei an Kuba

Die in Yara eingeleitete und danach ruhmreich und blutig vorbereitete Unabhängigkeitsrevolution ist in Kuba, kraft des Beschlusses und der Übereinkunft der Revolutionären Partei sowohl im Ausland als auch auf der Insel und kraft des beispielhaften Zusammenschlusses alle an der Gesundung und der Emanzipation des Landes zum Wohle Amerikas und der Welt in ihr wirkenden Elemente, in eine neue Phase eingetreten. Die gewählten Repräsentanten der Revolution, die heute ihre Bestätigung findet, anerkennen und bekräftigen ihre Pflicht – ohne sich dabei anzumaßen, den Tonfall und die Erklärungen zu verwenden, die nur der Würde der konstituierten Republik zukommen –, vor dem Vaterland, das nicht sinnlos und ohne die berechnete Hoffnung auf den Sieg in eine blutige Auseinandersetzung gestürzt werden darf, noch einmal jene eindeutigen Zielsetzungen zu wiederholen, jene Kinder der Notwendigkeit, denen Rache fremd ist und auf die sich der unauslöschbare Krieg stützt, der heute in beeindruckender und kluger Demokratie alle Elemente der Gesellschaft Kubas in den Kampf und die Vernunft zum Sieg führt.

Der Krieg (...) ist vielmehr die feierliche Demonstration des Willens eines Landes, das im vorangegangenen Krieg zu hart geprüft wurde, als daß es sich leichtfertig in einen nur mit dem Sieg oder dem Begräbnis endenden Konflikt stürzen oder sich ohne hinreichenden Grund über die menschliche Feigheit und ihre verschiedenen Masken hinwegsetzen würde; es sei denn, es zeigte sich die achtunggebietende – weil durch den Tod besiegelte – Entschlossenheit, die jenen Kubanern Schweigen auferlegt, die noch vom gleichen Glauben an die Fähigkeiten ihres Volkes noch vom gleichen Mut beseelt sind, der allein imstande ist, es aus seiner Knechtschaft zu emanzipieren.

Der Krieg ist nicht der launische Versuch zu einer eher furchterweckenden als nützlichen Unabhängigkeit, (...); er ist das Resultat des innigen Zusammenschlusses der Kubaner unterschiedlichster Herkunft, die davon überzeugt sind, daß man eher durch Eroberung der Freiheit als durch verächtliche Unterwerfung jene Tugenden erwirbt, die zu ihrer Aufrechterhaltung notwendig sind.

Der Krieg richtet sich nicht gegen den Spanier (...)

Diejenigen, die den Krieg unterstützten und noch ihre Stimme erheben können, erklären in seinem Namen gegenüber dem Vaterland, daß sie frei sind von jedem Haß, daß sie brüderliche Nachsicht gegen die furchtsamen oder irrenden Kubaner üben, daß sie die Menschenwürde, Seele des Kampfes und Fundament der Republik, zutiefst achten werden. Sie geben ihrer Gewißheit Ausdruck, daß der Krieg in der Lage ist, eine Ordnung hervorzubringen, die jene ihn inspirierende Befreiung in sich trägt und jene Beziehungen, die das Zusammenleben eines Volkes mit den übrigen ermöglicht, sowie jene Wirklichkeit, die der Krieg darstellt. Sie erklären ihren

ausdrücklichen Willen, den neutralen und anständigen Spanier während des Krieges und nach dem Kriege zu respektieren und dafür zu sorgen, daß er respektiert wird, nachsichtig gegenüber der Reue und unerbittlich nur gegenüber dem Laster, dem Verbrechen und der Unmenschlichkeit zu sein. In dem Krieg, der in Kuba wiederaufgenommen wurde, sieht die Revolution keinen Grund für einen Jubel, der zu unbedachtem Heldentum hinreißen könnte, sondern Verantwortung, die den Gründern von Nationen am Herzen liegen muß.

Kuba möge mit der vollen - (...) Gewißheit in den Krieg eintreten, daß seine Söhne, (...) befugt sind, den Sieg zu erringen, um das Vaterland von den Wirren und Unsicherheiten radikal zu befreien, die am Anfang des Jahrhunderts in den feudalen oder theoretischen Republiken Spanisch-Amerikas, ohne Kommunikation und Vorbereitung, eine notwendige Folge waren.

Aus sträflicher Unwissenheit oder aus Angst werden die oft ruhmreichen und bereits allgemein überwundenen Ursachen der amerikanischen Unordnung verkannt, die von den Irrtümern herrührt, an fremde Formen, die entweder aus unsicheren Lehren entlehnt oder an ihrem Entstehungsort gebunden sind, die naive Wirklichkeit jener Länder anzupassen, die keine andere Freiheit kennen als deren ungestüme Eroberung sowie die Souveränität, die im Kampf um die Freiheit errungen wird. Die Konzentration der rein literarischen Kultur in den Hauptstädten; das irrige Festhalten der Republiken an den herrschaftlichen Sitten der Kolonialzeit; das Auftreten rivalisierender Caudillos als Folge des Mißtrauens und der Vernachlässigung, mit der man die entlegenen Gebiete strafte; der rudimentäre Zustand der jetzigen Industrie – Landwirtschaft oder Viehzucht – und die Geringschätzung und Mißachtung der fruchtbaren Eingeborenenrasse bei den Streitigkeiten um Glaubensbekenntnisse oder regionale Probleme, welche jene Ursachen für die Unordnung in den Völkern Amerikas aufrechterhielten; all das sind keinesfalls die Probleme der kubanischen Gesellschaft

(...)

Am Kreuzpunkt der Welt gelegen, erhält Kuba für den Kriegsdienst und für die Gründung der Nation zusätzliche Kräfte durch die schöpferische und lebenserhaltende Arbeit der geschicktesten Völker der Welt und durch das eigene Bemühen um die Vervollkommnung seines Landes, um die Beseitigung des Elends; es strömen ihm seine klarsichtigen Söhne zu, Magnaten oder Knechte, die in der ersten, bereits überwundenen Epoche der Wirrnis innerhalb der heterogenen Bestandteile der kubanischen Nation die Heimat verließen und außerhalb Kubas – oder auf der Insel selbst – weiter an der eigenen Vervollkommnung arbeiteten, um damit die der Nation vorzubereiten, an der sie heute, unter Einsatz ihrer ganzen Person und ihres Fleißes und auf ihre republikanische Erziehung vertrauend, gemeinsam wirken. Das staatsbürgerliche Bewußtsein seiner Kämpfer; das Bildungsniveau und die Gutherzigkeit seiner Handwerker; der reale und moderne Einsatz einer großen Zahl seiner geistigen und materiellen Reichtümer; die eigentümliche Mäßigung des durch Verbannung und Krieg gewitzten Bauern, der

tägliche, vertrauliche Verkehr und die schnelle, unvermeidliche Vereinigung der verschiedenen Gebiete des Landes; die gegenseitige Bewunderung für die gleichen Tugenden unter den Kubanern, (...) - sichern Kuba, ohne Raum zu lassen für unangebrachte Illusionen, eine Zukunft, in der das Heimatgefühl des fruchtbaren Volkes und seine direkte Mitarbeit an der Errichtung einer gerechten Republik die Zersetzung und den Parteienhader überwinden, (...)

Ein freies Volk, in dem die Arbeit allen offensteht und das in die Mündung des reichen, industriellen Weltstroms eingelagert ist, wird nach einem von reiner Selbstaufopferung inspirierten und in diesem Sinne geführten Krieg ohne weiteres und positiv an die Stelle jenes schamroten Volkes treten, das Wohlstand nur durch die ausdrückliche oder stillschweigende Komplizenschaft mit der Tyrannei der bedürftigen Fremden, die es ausbluten und korrumpieren, erwirbt.

(...)

Die Feigheit möchte sich heute unter dem Vorwand der Vorsicht einer anderen Furcht bedienen: der vernunftwidrigen, in Kuba niemals gerechtfertigten Furcht vor der Negerrasse. Im Namen ihrer Märtyrer und ergebenen und edelmütigen Kämpfer dementiert die Revolution, wie es auch die lange Prüfung der Emigration und des Waffenstillstandes auf der Insel tat, empört die Behauptung, die Negerrasse sei eine Bedrohung. Mit dieser Unterstellung schürt man ungerechtfertigt und zum Nutzen des spanischen Regimes die Angst vor der Revolution. Zwar gibt es in Kuba schon Kubaner der einen und der anderen Hautfarbe: doch im Emanzipationskrieg und in der Arbeit, wo sich beide vereint die Sporen erwarben, haben sie für immer den Haß vergessen, den die Sklaverei zwischen ihnen säen konnte. Die neuartigen, spröden sozialen Beziehungen als Folge der politischen Verwandlung des fremden Menschen in den Nächsten haben weniger Gewicht im Vergleich zu der aufrichtigen Hochachtung des weißen Kubaners vor der gleichen Seele, dem eifrigen Bildungsstreben, der Inbrunst des freien Menschen und dem liebenswerten Charakter seines schwarzen Mitbürgers. Und sollten der Rasse schmutzige Demagogen oder begierige Seelen, die mit der ihren eigenen Ungeduld die Seelen gleicher Hautfarbe aufhetzen oder deren Mitgefühl für die Ihren in Ungerechtigkeit gegenüber den anderen Umschlägt, geboren werden – mit ihrer Dankbarkeit und ihrer Sanftmut, ihrer Vaterlandsliebe und ihrer Überzeugung von der Notwendigkeit, durch den offenkundigen Beweis der Intelligenz und Tugend des kubanischen Neger die noch herrschende Meinung von ihrer Unfähigkeit zu entkräften; mit der Inanspruchnahme aller wirklichen Menschenrecht und mit dem Trost und der Kraft der Wertschätzung alles dessen, was es in den weißen Kubanern an Gerechtigkeit und Hochherzigkeit gibt, würde die Rasse selber in Kuba die schwarze Gefahr ausrotten, ohne daß sich eine einzige weiße Hand erheben müßte. Die Revolution weiß es und verkündet es, die Emigranten verkünden es ebenfalls. (...) Nur diejenigen, die den Neger hassen, sehen im Neger Haß; aber auch diejenigen, die von einer derartigen ungerechten Angst profitieren und deren wenig beneidenswertes Gewerbe es ist, die Hände zu fesseln, die sich erheben könnten,

um den korrumpierenden Okkupanten von der kubanischen Erde zu vertreiben.

Von den spanischen Bewohnern Kubas erhofft sich die Revolution, die weder schmeichelt noch irgend etwas fürchtet, an Stelle der schändlichen Feindseligkeiten des ersten Krieges eine solche wohlmeinende Neutralität oder solche wirksame Hilfe, daß die Dauer des Krieges dadurch kürzer, seine Auswirkung geringfügiger und der Frieden, in dem Väter und Söhne gemeinsam leben sollen, leichter und freundschaftlicher sein wird. Wir Kubaner beginnen den Krieg, und wir Kubaner werden ihn gemeinsam mit den Spaniern beenden. (...) Die Revolution möchte mehr, als ihn im Tode grüßen, sie möchte ihn im Leben aufnehmen; (...) So ist das Herz Kubas, und so wird der Krieg sein. Welche Spanier werden der Revolution wirklich feind sein?

Die Armee, die zum großen Teil republikanisch gesinnt ist, die es gelernt hat, unseren Mut zu respektieren, wie wir auch den ihren respektieren, und die sich oft eher mit uns vereinen, als gegen und kämpfen möchte? Die Rekruten, die bereits im Geiste der Menschlichkeit erzogen wurden und denen es widerstrebt, Blut von ihresgleichen für ein wertloses Zepter oder ein raffgieriges Vaterland zu vergießen; jene Rekruten, die in der Blüte ihrer Jugend niedergemäht wurden, weil sie gegen ein Volk, das sie mit Freuden als freie Bürger aufnahm, einen schwankenden Thron verteidigten, der sich über der von ihren Führern gegen Privilegien und Erfolge verkauften Nation erhebt? Wird es die heute menschliche und gebildete Masse von Handwerkern und Angestellten sein, die noch gestern unter patriotischem Vorwand im Interesse jener wohlhabenden Spanier zur Grausamkeit und zum Verbrechen getrieben wurde, (...)?

(...)

Welches Schicksal werden die Spanier wählen: den offenen oder den verdeckten rastlosen Krieg, der die stets unruhigen und gewalttätigen Beziehungen im Land gefährdet und stört, oder den endgültigen Frieden, der in Kuba niemals ohne die Unabhängigkeit erreicht wird? Werden die in Kuba verwurzelten Spanier den Krieg verschärfen und mit Blut beflecken, aus dem sie als die Besiegten hervorgehen können? Und mit welchem Recht sollten uns die Spanier hassen, wenn wir Kubaner sie nicht hassen? Die Revolution gebraucht eine solche Sprache ohne Scheu, denn das Dekret, ein für allemal zu befreien und es für alle Menschen in der neuen Welt zu öffnen, ist so eindeutig wie der Wille, ohne Hintergedanken oder bittere Erinnerungen jene Spanier als Kubaner zu betrachten, die mit ihrer leidenschaftlichen Freiheitsliebe mithelfen, die Freiheit für Kuba zu erringen, sowie diejenigen, die durch ihre Achtung vor dem Krieg von heute jenes Blut zurückkaufen, das im Krieg von gestern unter ihren Schlägen der Brust ihrer Söhne entquoll.

(...)

Die Schwierigkeiten der Unabhängigkeitskriege in Amerika und ihrer ersten Staatenbildungen lagen nicht so sehr in der Zweitracht ihrer Helden und der den Menschen eigenen Rivalität und dem Argwohn, sondern vielmehr in dem angelegentlichen Mangel an einer staatlichen Form, die den Befreiungsgeist – er ruft mit Unterstützung von weiteren Kräften den Krieg hervor und nährt ihn – und gleichzeitig die notwendigen Praktiken enthält, die der Krieg freisetzen und verfechten muß. Zu Anfang des Krieges muß das Land solche Regierungsweisen finden, welche die reife und umsichtige Intelligenz seiner gebildeten Söhne zufriedenstellen und die für die Unterstützung und Achtung der übrigen Völker erforderlichen Bedingungen schaffen sowie die volle Entwicklung und zugleich die schnelle Beendigung des fatalerweise für das allgemeine Glück unabdingbaren Krieges erlauben, statt ihn zu unterbinden. Von Grund auf muß das Vaterland mit praktikablen und aus ihm selber geborenen Formen regiert werden, damit es nicht unter einer irrealen und illegitimen Regierung Parteienhader und Tyrannei erdulden muß.

Ohne mit einer wirren Vorstellung von ihrer Pflicht gegen die Nutzung aller Verfassungsmöglichkeiten zu verstoßen - (...) - ist es nur der Kubanischen Revolutionären Partei erlaubt, ihrer Überzeugung Ausdruck zu geben, daß die Republik solche Formen finden muß, die ihr in der für einen zivilisierten Krieg unerläßlichen Einheit und Kraft die Begeisterung der Kubaner, das Vertrauen der Spanier und die Freundschaft der Welt sichern. Die Wirklichkeit erkennen und fixieren; der natürlichen Form die Wirklichkeit der Ideen anpassen, welche die Tatsachen erzeugen oder auslöschen, sowie die Wirklichkeit der Tatsache, die aus den Ideen entstehen; die Würde der Revolution, ihren Opfermut und ihre Kultur so organisieren, daß die Würde auch nicht eines einzigen Mannes beeinträchtigt wird, daß das Opfer keinem einzigen Kubaner als unnütz erscheint und daß die Revolution nicht unter dem Niveau der Kultur des Landes ist, gemeint ist dabei nicht die fremde und unechte Kultur, die die Achtung der tüchtigen Männer infolge der Unwirksamkeit ihrer Ergebnisse und des bedauerlichen Kontrasts zwischen der dürftigen Wirklichkeit und der Arroganz ihrer sterilen Bewahrer eingebüßt hat, sondern jene Kultur, die aus dem tiefen Wissen erwächst, daß der Mensch um die Wiedergewinnung und Aufrechterhaltung seiner Würde ringt; Das sind die Pflichten und die Absichten der Revolution. Sie wird so organisiert, daß der machtvolle, berechtigte Krieg der neuen Republik bald ein festes Haus gibt.

(...)

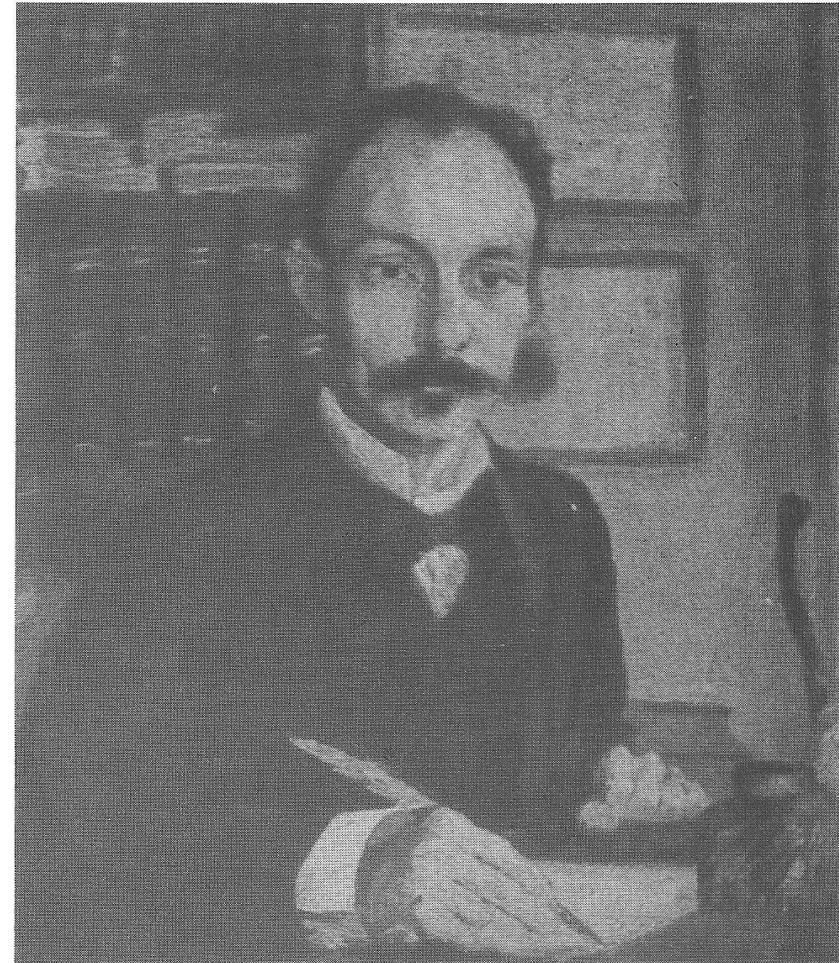
Die Revolution wird morgen vor der Aufgabe stehen, dem Land und den Nationen von neuem die sowohl lokale wie auch universelle Bedeutung besitzenden Gründe zu erklären, die das sich emanzipierende Volk von Yara und Guáimaro bestimmen, im Dienst des Fortschritts der Menschheit einen Krieg wiederaufzunehmen, der, dank seiner strengen Auffassung vom Menschenrecht, seines Abscheus vor steriler Rache und nutzloser Verwüstung, des Respekts seiner Feinde und der Unterstützung der Völker würdig ist. Heute, da wir an der Schwelle des verehrten Vaterlandes den

Geist und die Doktrinen verkünden, die den edlen und humanitären Krieg hervorriefen und beseelen, in dem sich das unbesiegbare, unteilbare kubanische Volk noch fester vereint, sei es uns gestattet, als Führer und Helfer unseren Volkes die hochherzigen Begründer anzurufen, deren Wirken das Dankbare Land erneuert, und an die Ehre zu appellieren, die die Kubaner daran hindern muß, durch Wort oder Tat jene zu verletzen, die für sie sterben.

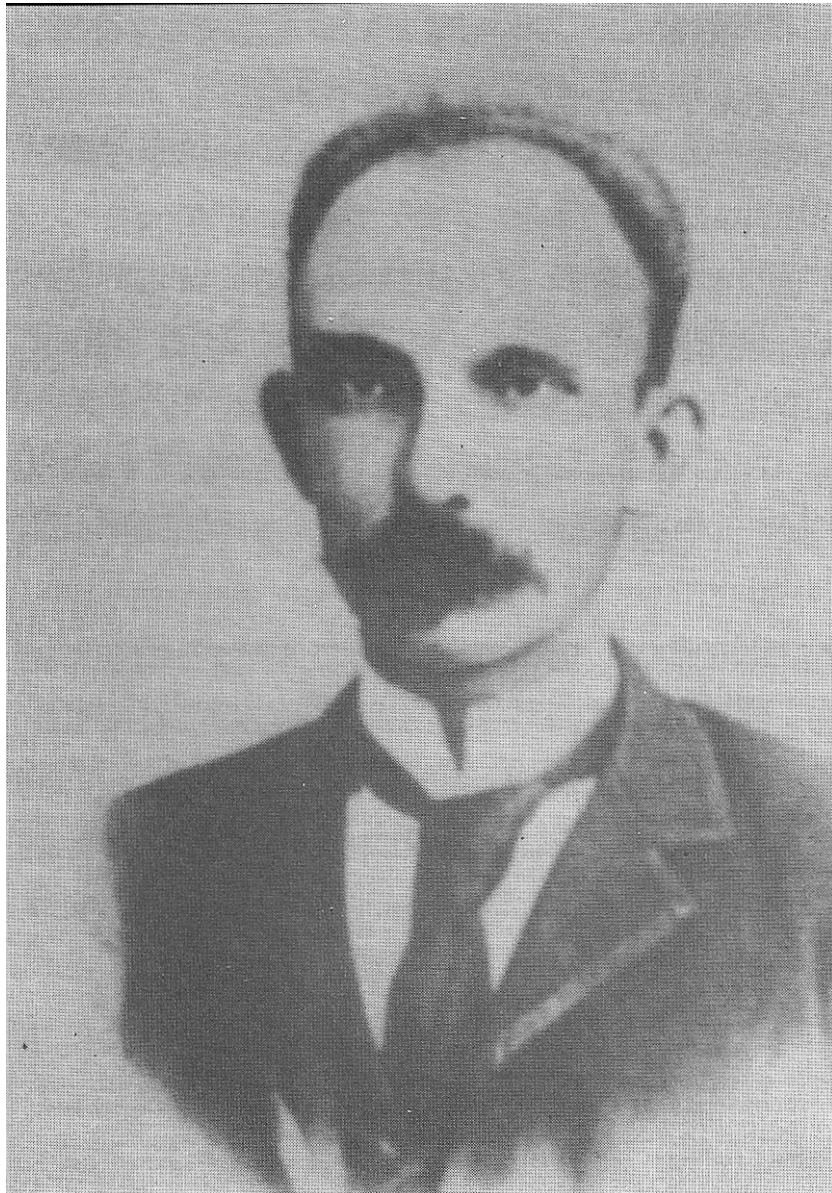
Indem sie dies im Namen des Vaterlands erklären und ihm und seiner freien konstituierenden Vollmacht das Werk zweier Generationen anheimgeben, unterschreiben gemeinsam – als Zeichen der Einheit und Geschlossenheit der kubanischen Revolution sowie auf Grund der gemeinsamen Verantwortung als ihre Repräsentanten – der Delegiert der Kubanischen Revolutionären Partei, bevollmächtigt, den gegenwärtigen Krieg zu befehligen und zu unterstützen, und der Kommandierende General, der von allen aktiven Mitgliedern der Befreiungsarmee gewählt wurde.

José Martí M. Gomez

Montecristi, den 25. März 1895



José Martí, Ölgemälde von Herman Norman, 1891



José Martí -

Idol, Revolutionär, Heinrich Heine Lateinamerika, Hoffnung der Völker Lateinamerikas und Lehrmeister für heute

Exilkubaner in Florida und New York organisieren den Krieg gegen das kubanische Völkergefängnis, sammeln Waffen, organisieren den Transport und setzen bei Nacht und Nebel nach Kuba über. Aufstand in Oriente, dem Osten Kubas.

Nein, die Rede ist nicht von 1995 und nicht von den fertig ausgearbeiteten Invasionsplänen in Miami und Washington.

Diese Situation herrschte vor genau 100 Jahren. Es war die Zeit vor 1895, als Kuba tatsächlich – und noch lange Zeit danach bis 1959 – das Völkergefängnis war, von dem José Martí schrieb und was ihn anspornte und nicht ruhen ließ; was ihn zum Berufsrevolutionär werden ließ. Diese Revolutionäre standen nicht im Sold der USA, sie standen mit ihrer eigenen Autorität ein und für ein freies Kuba, frei nicht nur von den spanischen Eroberern, frei von jeglicher Bevormundung durch eine Vormacht.

Das unterscheidet sie von jener einflußreichen Gruppe „Exilkubaner“, die heute von Florida aus mit dem Radiosender „José Martí“ versuchen, Kuba zu destabilisieren; die davon träumen für sich und die USA Kuba wieder vollständig in Besitz zu nehmen. Von diesen ewig Gestrigen und heute wieder so „Modernen“, die ihre Pfründe bei einer Annexion Kubas wiedererlangen und eine Nacht der langen Messer nach dem Sturz Fidel Castros organisieren wollen, ist nur wichtig, daß sie glauben, den Namen José Martí's gebrauchen bzw. mißbrauchen zu müssen um sich Gehör zu verschaffen.

Mit 42 Jahren fiel José Martí am 19. Mai 1895. Die Initiatoren dieses Befreiungskrieges waren erfolgreich. José Martí war ihr führender Kopf und starb in einer der ersten Schlachten, aber sein Ziel, die Unabhängigkeit Kubas sowohl von Spanien, als auch von den USA, wurde erreicht – wenngleich erst 54 Jahre später – und wird heute verteidigt in erster Linie durch die Regierung und das Volk Kubas, durch die „poder popular“, die Volksmachtorganisation Kubas, durch Fidel und Raúl Castro, durch die KOC und die revolutionäre Jugend Kubas und die Millionen, die die Erfolge der Revolution zu schützen wissen, und die für den „amerikanischen Traum“, selbst ein Rockefeller zu werden, nur ein müdes Lächeln übrig haben, angesichts der unvergleichlichen Erfolge Kubas im Vergleich zu allen anderen lateinamerikanischen Staaten.

Kuba ist das – nicht perfekte, aber tatsächlich vorhandene – Sinnbild „Unseres Amerikas“, der Keim. „Unser Amerika“ ist einer der zentralen Begriffe, geprägt von José Martí und heute noch Leitbild der um Befreiung kämpfenden Völker dieses Amerikas in ihrem Wissen, daß eine eigenständige, unabhängige Entwicklung nicht mit, sondern nur gegen die hegemoniale Vormacht der USA möglich ist. Dabei lehrte

gerade José Martí im Kampf gegen den unmittelbaren Gegner – damals also Spanien, das immer noch Kuba besetzt hielt – jene nicht zu vergessen, die nur allzugern die Position Spaniens eingenommen hätten und haben

Gerade jene Mächte und Interessen Anfang der 90-er Jahre des letzten Jahrhunderts zu erkennen – und das gilt auch noch für das 20. Jahrhundert – die demagogisch für die „Freiheit“ und gegen die Unterdrückung durch Spanien, die gegen die Sklaverei in Kuba auftraten, dabei aber nur ihre ureigensten gar nicht so edlen Pläne im Sinne hatten – war eines der großen Verdienste José Martí's, wodurch er weit über seine Zeit hinaus sich als Freund der Völker, als Revolutionär der Gegenwart und Zukunft erwiesen hat. José Martí's große Bedeutung auch für heute ist die eines Antiimperialisten, der in der neuen Vormacht USA nicht nur den neuen Besatzer und Beherrscher sah, sondern die neue Qualität der Unterordnung beim Übergang ins 20. Jahrhundert.

José Martí's Achtung und Ansehen in Lateinamerika und seine Unbekanntheit in den Metropolen der westlichen Welt

José Martí hat sich Gehör verschafft in Lateinamerika. Seine Stimme hatte nicht nur Klang, seine Rede war nicht nur scharf, begeisternd und wegweisend, sie hatte Gewicht. Er war „die dominierende Gestalt in der Lateinamerikanischen Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts“, schreibt Raúl Fonet-Betancourt.⁴³

Doch nicht nur das, er hat zu einer Zeit den Völkern Amerikas – und nicht nur Kubas – einen Weg gewiesen gegen koloniale Ausbeutung und Behinderung einer eigenständigen Entwicklung, der erst im folgenden Jahrhundert theoretisch formuliert wurde. Hans-Otto Dill hat das schon 1975 so prägnant ausgedrückt, daß wir es hier original wiedergeben: »Aber 1895 konnte eine Unabhängigkeitsrevolution in Kuba nicht mehr nur eine Verwirklichung dessen sein, was 1810 in Lateinamerika versäumt worden war. Die Bourgeoisie, 1819 zu schwach, eine bürgerlich-demokratische Entwicklung einzuleiten, war 1895 in Kuba angesichts der Radikalisierung der Massenbewegung sogar zu feige, die politische Unabhängigkeit zu erringen. Deshalb stützte sich Martí auf andere Schichten, vor allem auf die Bauern. „Die Städte sind das Hirn der Nationen; aber auf dem Lande schlägt das Herz, dort wird ihr Blut erneuert“. In dem zwar unterentwickelten und kaum industrialisierten Kuba erkannte Martí dennoch eine weitere revolutionäre Hauptkraft, die Arbeiter. Es wurde bereits erwähnt, daß Martí als einer der ersten die Bedeutung der im Entstehen begriffenen spezifischen Arbeiterliteratur Lateinamerikas erkannte

43 Raúl Fonet-Betancourt, Concordia Nr. 27/ 1995, Martí über Marx, S 21.

und energisch förderte. Darüber hinaus sollte darauf hingewiesen werden, daß die, wenn auch kleine Gemeinde exilkubanischer Arbeiter in den Tabak- und Zuckerbetrieben Floridas zu seinen frühesten und begeistertsten Anhängern zählte. Eine dritte wesentliche Schicht, auf die Martí sich stützte, waren die Schwarzen und Mulatten. Leidenschaftlich setzte er sich für deren Gleichberechtigung ein. „Ich weiß, daß der Schwarze seine edle Gestalt aufgerichtet hat. Er gliedert sich jetzt als feste Kampfsäule in die patriotische Freiheitsarmee ein, andere mögen ihn fürchten, ich, ich liebe ihn.“, bekannte er und er wandte sich scharf gegen jede Art von Diskriminierung. „Der Mensch hat kein besonderes Recht, weil er dieser oder jener Rasse angehört; allein weil er Mensch ist, hat er alle Rechte. Alles, was die Menschen teilt, absondert oder trennt, ist eine Sünde wieder die Menschlichkeit. Die Schwarzen sind der Sklaverei zu müde, als daß sie sich freiwillig in die Sklaverei der Hautfarbe begeben würden.“ Martí stützte sich nicht nur auf die Volksmassen, er wollte für sie die Revolution durchführen. „Die Revolutionäre Kubanische Partei wird, wie eine gute Mutter für ihre Söhne, selbst im Rachen des Todes ein Haus suchen, aus dem das Elend sie nicht vertreiben kann.“ Er sprach zwar von Eigentum, aber von Eigentum, das „durch der Hände Arbeit erworben ist“. Vor den Tabakarbeitern von Tampa rief er aus: „Oder sollen wir aus Furcht vor den Widerwärtigkeiten des Krieges zurückweichen“ Diese Furcht wird doch nur von gewissenlosen Leuten geschürt, die die spanische Regierung bezahlt. Vielleicht die Furcht davor, barfuß gehen zu müssen, was in Kuba bereits eine alltägliche Art der Fortbewegung geworden ist; denn inmitten der Gauner und ihrer Helfershelfer tragen nur noch Komplizen und Diebe Schuhe!“

Kein Zweifel, die Hoffnungen, die die Barfüßler, die Entrechteten und Beleidigten an die Revolution knüpften, mußten unter allen Umständen erfüllt werden. „Der bloße Übergang zu einer neuen Form würde nicht das Opfer rechtfertigen, das wir zu bringen bereit sind (...) Es gilt, in dem befreiten Vaterland eine Volkspolitik zu verteidigen“, schrieb Martí 1892. Er wollte sein Volk mit einer „einfachen Demokratie“ ausstatten⁴⁴

Dementsprechend war es für José Martí offenkundig, daß eine der wesentlichen Grundlagen einer eigenständigen Entwicklung und damit Inhalt jeder Sieg verheißenden Revolution die kulturellen Wurzeln Lateinamerikas sein mußten; das Bewußtsein der eigenen Vergangenheit der indogenen Menschen, der Stolz als Herren des Landes und von den Konquistadoren unterdrückt, dahingerafft, ausgebeutet und der Reichtümer beraubt. Dies nicht nur im blick zurück, sondern in der erneuten Herausbildung einer neuen, autochtonen Kultur sah er einer Grundlage des notwendigen Selbstbewußtseins, und damit der Kraft dem heraufziehenden Imperialismus entgegenzutreten.

44 H.O. Dill, Mit Feder und Machete, S. 22f

„Die indianischen Ruinen“ - ein herausragendes Werk José Martí's drucken wir deshalb im Dokumententeil vollständig ab, um die Tiefe der Empfindungen und Gedanken Martí's zu dieser Frage zu dokumentieren, statt sie zu beschreiben.

Den Kampf für die Unabhängigkeit Kubas führt Martí mit einer revolutionär-demokratischen Weltanschauung. „Der Befreiungskrieg“, schrieb er im „Manifest von Montecristi“, „ist vielmehr die feierliche Demonstration des Willens eines Landes, das im vorangegangenen Krieg zu hart geprüft wurde, als daß es sich leichtfertig in einen nur mit dem Sieg oder dem Begräbnis endenden Konflikt stürzen oder sich ohne hinreichenden Grund über die menschliche Feigheit und ihre verschiedenen Masken hinwegsetzen würde; es sei denn, es zeigte sich die achtungserbietende – weil durch den Tod besiegelte – Entschlossenheit, die jedem Kubaner Schweigen auferlegt, die nicht vom gleichen Mut beseelt sind, der allein imstande ist, es von der Knechtschaft zu emanzipieren.“⁴⁵

Martí's Patriotismus war kein allein kubanischer, sondern umschloß alle Länder Lateinamerikas und der Karibik. Er sah in der Befreiung des einen, die Möglichkeit für das andere. Er sah in der Verhinderung der Annexion Kubas durch die USA die Möglichkeit zur Vermeidung weiterer Annexionen. In seinem Artikel „Der Bürgerkrieg in Südamerika“ in der Zeitschrift „Patria“ vom 22. September 1884 schreibt er: „In enger Abhängigkeit von ihren unterschiedlichen geschichtlichen Voraussetzungen schreiten die Länder Unseres Amerikas in dem Maß bergan in die gesicherte und großzügige Freiheit, wie die Vereinigten Staaten von ihr hinabsteigen. (...) die Völker Amerikas werden um so freier und wohlhabender, je weiter sie sich von den Vereinigten Staaten entfernen.“⁴⁶

José Martí's Bekenntnis und Achtung, war und ist somit nicht verwunderlich. Namhafte Persönlichkeiten zitieren José Martí auch heute noch aus dem Kopf, um einen Gedanken zu vertiefen, Schulkinder lernen José Martí's Gedichte. Auch verwundert es nicht, es ist vor dem Hintergrund seiner Vordenkerrolle für Lateinamerika sogar leicht verständlich, daß er – wie bei jedem großen und gefährlichen Geist zu beobachten ist – auch instrumentalisiert wird. Beispiele der Vereinnahmungen sind vielfältig:

Allgemein bekannt ist der „Freiheitssender José Martí“ in Miami/USA. Er dient einzig und allein der Destabilisierung Kubas und dem Versuch, die „Perle der Karibik“ wieder unter Kontrolle der Vereinigten Staaten zu bringen.

Weniger bekannt ist sicher, daß die Marionettenregierung unter Batista das Jahr 1953 zum José Martí-Gedenkjahr ausgerufen hatte, um sich zu legitimieren. Just 1953 begannen mit dem Sturm auf die Moncada-Kaserne die Revolutionäre um Fidel

Castro und Camilo Cienfuegos ihren Kampf in Kuba. Fidel Castro selbst legte bei seiner historischen Verteidigungsrede 'Die Geschichte wird mich freisprechen' vor Gericht dar, daß das Erbe Martí's anzutreten bedeute, den Sturz der Militärclique zu organisieren.

Auf die Spitze getrieben wurde der Mißbrauch Martí's aber von den Hitlerfaschisten. 1937, während des Spanischen Bürgerkrieges, wurde in Anwesenheit des kubanischen Botschafters eine Büste José Martí's im ibero-amerikanischen Institut in Berlin aufgestellt, um Martí als Freund des Deutschen Reiches und als Kronzeugen für die Nazibarbarei auszugeben! Eine Kranzniederlegung an seinem Denkmal in Havanna, 1939, stei jedoch auf den energischen Protest der kubanischen Opposition.

Die Liste der Absurditäten ließe sich fortsetzen. Um seinen Ideen ihre revolutionäre Sprengkraft zu nehmen, wird auch heute nicht davor zurückgeschreckt, ihn wie einen Säulenheiligen hoch auf's Podest zu stellen, anstatt seine fortschrittlichen Gedanken vielen zugänglich zu machen.

So ist José Martí auch kein Gegenstand der Allgemeinbildung in den Schulen der „zivilisierten“ Welt. Er war mit seinem Denken nicht nur für Lateinamerika und das 19. Jahrhundert gefährlich für die Sklavenhalter, die spanischen Konquistadoren, die Reformisten und Kompromißler, er ist es auch heute noch.

Es ist nicht abwegig, José Martí als Heinrich Heine Lateinamerikas zu kennzeichnen. Damit wird keinesfalls nur die Bekanntheit Martí's angesprochen, sondern die vielfältigen Ähnlichkeiten. Beide waren sie Gejagte, die sich nicht integrieren ließen als Apologeten der herrschenden Verhältnisse, beide waren sie nicht nur Schriftsteller sondern explizit politische Literaten, die in ihrer Kunst und ihrer Dichtung ein Mittel sahen zur Verwirklichung des Menschseins, also zur Veränderung der Welt, zum Sturz der Verhältnisse. Beide waren sie entschlossene Gegner jeglichen Nationalismus, und trotzdem Patrioten, denen das Schicksal ihres Vaterlandes den Schlaf raubte. Beide waren begnadete Redner, die die Polemik beherrschten und damit den Beherrschten aus der Seele sprechen konnten. Beide verbrachten viele Jahre ihres Lebens im Exil und der Jüngere, José Martí übersetzte den Älteren. Er läßt in seinem grundlegenden Artikel, im „Sozialkrieg in Chikago“ einen vor dem Schafott stehenden Arbeiterführer die „Schlesischen Weber“ rezitieren. Beide waren von der ethischen Aufgabe des Künstlers überzeugt, die Triebkräfte der gesellschaftlichen Entwicklung zu erkennen und mitzugestalten.

Warum der Ausflug zu Heinrich Heine? - Es ist die eine Seite, daß in unseren Ländern José Martí weitgehend unbekannt ist, daß über ihn nichts gelernt wird; es ist eine andere, daß Internationalisten die Erfahrungen und den geistigen Reichtum der Revolutionäre der Welt sich aneignen müssen. José Martí gehört dazu. Wer die Völker Lateinamerikas verstehen will, kommt an José Martí nicht vorbei.



Für diese Zeitungen hat José Martí gearbeitet

José Martí – Revolutionär des Bürgertums und der allgemeinen Freiheit?

Obwohl er viele Jahre seines Lebens als politischer Flüchtling in US-amerikanischem Exil verbringen mußte, unterläßt er es nicht, seine Erfahrungen zu Papier zu bringen und zu publizieren. Er macht seine Erfahrungen und Erkenntnisse über die „neue Welt“ und verarbeitet sie. Von anfänglicher Begeisterung, die sich in höchster Achtung vor dem arbeitenden Volk der USA ausdrückte, gewann er immer mehr Erkenntnisse über das Wesen dieses großen Vorbilds an Freiheit und Demokratie. Die Einsicht wuchs – angesichts der Kämpfe der Arbeiter in den USA genauso wie anhand der Erfahrungen die er als diplomatischer Vertreter einer Reihe lateinamerikanischer Staaten machen mußte – daß der Kapitalismus nicht der Weisheit letzter Schluß ist, und noch mehr, es reifte die Gewißheit, daß für die Länder Amerikas der Kapitalismus kein Vorbild sein kann. Seine Reportage „Der Sozialkrieg in Chicago“ ist eine ausdrucksstarke Wiedergabe der damaligen Lebensverhältnisse und der Auflehnung der Arbeiter in dieser Metropole, die auszugsweise als Dokument wiedergegeben wird.

Seine immer stärker werdende Kritik an den „kapitalistischen Verhältnissen“ (Ich habe in dem Ungeheuer gelebt und keine seine Eingeweide⁴⁷), brachte ihm große Schwierigkeiten, seinen Lebensunterhalt zu sichern. Die Zensur seiner Schriften, seiner vielen Artikel in den renommierten Zeitungen Lateinamerikas (siehe Foto) zeigte ihm, daß kein Bündnis mit den USA gegen die Kolonialmacht Spanien anzustreben ist, er stellte im Gegenteil fest: „Ist denn nicht alles in flammenden Zeichen an den Himmel geschrieben? Und in leuchtenden Lettern ist zu lesen, daß es uns bei diesem neuerlichen Opfer nicht um bloße Formen, nicht um das Fortdauern der Kolonialwelt in unserem Leben, diesmal mit amerikanischen Uniformen geht, sondern um ein dem Wesen und der Realität nach republikanisches Land (...).“⁴⁸

Weitblickend trat er auf der 1. lateinamerikanischen Konferenz als diplomatischer Vertreter der Länder Argentinien, Paraguay und Uruguay gegen den Plan der USA auf, für Lateinamerika eine gemeinsame Währung einzuführen. Er argumentierte gegen die Währungsunion, weil er in ihr ein Mittel der Unterdrückung und Unterordnung des Rests Amerikas unter den großen Bruder sah und die Gefahr für die Verhinderung der Herausbildung „Nuestra America“s.“

Mit Zorn und Polemik wies er z.B. die plumpen Verleumdungen des kubanischen Volkes wie beispielsweise Faulheit, Lebensuntüchtigkeit oder Unfähigkeit der Erfüllung staatsbürgerlicher Pflichten zurück, die in einem Artikel der Zeitschrift „The Manufacturer“ nichts anderes als die Annexion Kubas durch die USA sanktionieren

47 José Lawrezki, José Martí , Soldat mit Feder und Gewehr, Berlin/DDR, 1983, S. 287
48 a.a.O. S. 241

sollten – nach dem Motto: Bringen wir den Kubanern Disziplin bei. Er zeigte die Bedingungen in Kuba auf, und wies in die Zukunft. Sein Antwortartikel mit dem Titel „Zur Verteidigung Kubas“ ist im Dokumentationsteil in Auszügen abgedruckt. Die arrogante Haltung in der Presse belegte er deutlich das politische Programm der USA.

José Martí kannte sowohl die Verhältnisse in Kuba und den anderen Ländern Lateinamerikas und er kannte die reichen und mächtigen kapitalistisch entwickelten Länder. In den USA lebte er als Erwachsener die längste Zeit seines Lebens. Die Befreiung Kubas vom spanischen Kolonialismus war das notwendige und unmittelbar zu erreichende Ziel. Aber war es auch möglich, wie z.B. in den Vereinigten Staaten, eine bürgerliche Verfassung mit ebensolchen Freiheits- und Eigentumsrechten zu etablieren?

Die Entwicklung in den meisten Ländern Lateinamerikas war eine andere, obwohl sie teilweise das unmittelbar koloniale Joch abgeschüttelt hatten und z.T. Bürgerlich-demokratisch konstituiert waren. Hinter dem Mantel irgendeines Caudillos verbarg sich die korrumpierte Herrschaft der jeweiligen Imperialmacht.

Martí kam deshalb mehr und mehr zu der Erkenntnis, daß für eine bürgerlich-demokratische Entwicklung keine Chancen mehr bestehen. Er sah die Gefahr, daß – sobald die Spanier vertrieben – die USA sich Kuba bemächtigen werden. Er mußte erkennen, daß es den USA keineswegs allein um Kuba ging: das Konzept der USA auf der „1. Konferenz der Amerikanischen Nationen“ (1889/1890) und auf der „Internationalen Amerikanischen Währungskonferenz“ (1891) zur Einführung einer einheitlichen Währung ließ keinen anderen Schluß zu, als daß die USA Lateinamerika als deren Hinterland, Rohstoffbasis, Absatzmarkt usw. Ansehen. „Bei den Währungsvereinbarungen, einem Handelsinstrument, kann kein gesundes Volk aus Folgsamkeit gegenüber einem Land, das nie geholfen hat oder aber nur hilft, weil es mit einem anderen Land wetteifert oder es fürchtet, auf die Nationen verzichten, die ihm vorweg die notwendigen Mittel für seine Unternehmungen zur Verfügung stellen und ihm mit ihrem Vertrauen Zuneigung abverlangen, die in Krisenzeiten warten und Wege anbieten, um sie zu überwinden, die es ohne überhebliche Verachtung wie ihresgleichen behandeln und ihm seine Früchte abzukaufen.“⁴⁹ Je stärker für Martí „Nuestra America“ deshalb den Ausschluß der USA bedeutete, desto klarer formulierte er die Zukunft: „Die Völker Amerikas werden umso freier und wohlhabender, je weiter sie sich von den Vereinigten Staatenentfernen.“⁴⁹

Die kubanische Revolution ist nicht einzuteilen in eine bürgerliche und eine sozialistische, sondern es ist eine Revolution um die Unabhängigkeit die in drei Phasen verlief; je weiter sie voranschreitet wurde sie notwendigerweise Teil der

49 Roberto Fernández Rentamar, José Martí – Eine Kurzbiographie (Manuskript, 1995)
50 José Lawrezki, José Martí , Soldat mit Feder und Gewehr, Berlin/DDR, 1983, S. 258

Bewegung, die im Imperialismus das Haupthindernis einer sozialen Weiterentwicklung sieht und im Sozialismus die Zukunft. Martí ruft im „Manifest von Montecristi“ die Kubaner auf, eine großherzige und saubere Revolution zu vollziehen, „um das Vaterland von den Wirren und Unsicherheiten radikal zu befreien, die am Anfang des Jahrhunderts in den feudalen oder theoretischen Republiken Spanisch-Amerikas (...) eine notwendige Folge waren“.⁵¹ José Martí verkörpert die zweite, der Sturz Batistas und der Sieg der Revolution 1959 die dritte. Kubas Kampf um die eigene Unabhängigkeit, der vor 100 Jahren in eine entscheidende Phase trat, ist gleichzeitig der Beginn des Kampfes der Kubaner gegen die Vorherrschaft, Behinderung und Blockade jeder eigenständigen Entwicklung in Kuba durch die Vereinigten Staaten.

Auf wen konnte sich die seit 1892 von José Martí geführte Revolutionäre Partei Kubas (gegründet am 10.4.1892) stützen? Martí und die Revolutionäre Partei Kubas konnte sich nicht auf die Zuckerplantagenbesitzer und -fabrikanten stützen. Diese waren vielmehr die sozialen Träger eines Anschlusses bzw. Befürworter einer Annexion Kubas durch die USA. Sie bekämpften die Unabhängigkeitsbewegung z.B. mit dem Argument, die befürchteten, „daß die Weißen in einem unabhängigen Kuba ebenso wie in Haiti in die Knechtschaft der Schwarzen, der früheren Sklaven geraten“.⁵² Dagegen antwortete Martí im „Manifest von Montecristi“ nicht nur durch Zurückweisung jedes rassistischen Ansatzes, er brandmarkte sie als Verräter an der Befreiung Kubas. (siehe dazu im Dokumententeil: Manifest von Montecristi)

Mit großem taktischen und strategischen Geschick schafft es Martí ein breites Bündnis zwischen den „Kubanern unterschiedlicher Herkunft, die davon überzeugt sind, daß man eher durch Eroberung der Freiheit als durch verächtliche Unterwerfung jene Tugenden erwirbt, die zu ihrer Aufrechterhaltung notwendig ist“ herzustellen und damit die Verbindung aller an der Unabhängigkeit Kubas interessierten Kräfte. In den Grundlagen der Kubanischen Revolutionären Partei zeigt er, daß Aufklärung und Bildung sowie die Souveränität und Völkerfreundschaft die Ausgangsbasis für den Erfolg der Revolution sind. Im Artikel 8 zeigen die folgenden Punkte sein Vorgehen auf:

„1. Die Aktionen der im Ausland lebenden Kubaner sind zu einer kontinuierlichen gemeinsamen Anstrengung zu vereinigen.

2. Zu fördern ist die Herstellung aufrichtiger Beziehungen zwischen den politischen und historischen Elementen, die auf der Insel und im Ausland leben (...)

51 Manifest von Montecristi, 1895, José Martí und M. Gómez, siehe Dokumente

52 José Lawrezki, José Martí, Soldat mit Feder und Gewehr, Berlin/DDR, 1983, S. 268

3. Die Bevölkerung Kubas soll mit dem Geist und den Methoden der Revolution bekannt gemacht werden; die Bewohner sind in einer Bewegung zusammen zu fassen (...)

5. Zu den befreundeten Völkern sind offizielle Verbindungen mit dem Ziel herzustellen, das siegreiche Ende des Krieges mit möglichst wenig Blutvergießen und wenigen Opfern beschleunigt herbeizuführen und eine neue Republik zu gründen, die für das Kräftegleichgewicht in Amerika unerlässlich ist.“⁵³

Mit der Gründung der Kubanischen Revolutionären Partei vereinigte Martí „so viele der verschiedensten Elemente, die gewonnen werden konnten“. Das war nicht einfach, da die Exilkubaner in verschiedene Gruppen gespalten waren. In diesem breiten Bündnis sah er die Arbeiter als Träger der Revolution - „Hier sind sie unsere Arbeiter, das Unterpfand unseres Bundes“. Aber nicht nur, daß er die Bedeutung der Arbeiter erkennt, die Notwendigkeit des Bündnisses mit anderen Klassen und Schichten, die er genau fixiert, er begründet darüber hinaus, warum die Arbeiter kämpfen (müssen) und worin ihre Menschwerdung angesichts des kapitalistischen Ungeheuers besteht: Kämpfen nicht wegen der Not, sondern „den Kampf der Arbeiter als die logische Konsequenz der eigenen Wertschätzung und des Wissens um die eigene menschliche Würde“.⁵⁴

José Martí wurde angeregt und motiviert durch die erste Phase der Revolution. Er war der Führer der zweiten und prägte mit seinen Gedanken und seiner weitreichenden Analyse die dritte.

José Martí's Nutzen für und heute

Die Blockade Kubas durch die „zivilisierte“ Welt ist ein Verbrechen. Nicht nur deshalb, weil 11 Millionen Kubaner darunter leiden – die Zahl derer, die heute weltweit nicht die geringste Chance einer eigenständigen Entwicklung haben, die also am gegenwärtigen Weltsystem der Unterordnung der riesigen Mehrheit unter eine verschwindende Minderheit leidet, geht in die Milliarden. Insofern geht es Kuba nicht anders als vielen Völkern dieser Erde. Die Blockade Kubas ist eine Blockade gegen den Ausweg, den die Völker haben.

Nicht verwunderlich ist deshalb, daß die Blockade Kubas durch den reichen Nachbarn im Norden nicht erst seit dem Sieg der Revolution in Kuba 1959 existiert, sondern seit dem spanischen-nordamerikanischen Krieg 1898, den Lenin als den ersten Krieg der Epoche des Imperialismus bezeichnete.

53 José Lawrezki, José Martí, Soldat mit Feder und Gewehr, Berlin/DDR, 1983, S. 245

Seit der Revolution von 1959 ist die Existenz Kubas eine andauernde Anklage gegen die Vorherrschaft der USA in Lateinamerika.

Die Ziele der angeblichen „Freunde Kubas“ in diesem Krieg vor 100 Jahren benennt der damalige stellvertretende Kriegsminister der USA, Brakenridge klar: „Kuba ist von Weißen, Negern, Asiaten und verschiedenen Mischlingen besiedelt. Die Einwohner sind gewöhnlich apathisch und faul. Es ist klar, daß die unverzügliche Annexion dieser Elemente an unsere Föderation Irrsinn wäre. Ehe wir diese Annexion vornehmen, müssen wir das Land säubern, selbst wenn dazu Methoden angewandt würden, die der göttlichen Vorsehung in Sodom und Gomorrha entsprechen. (...) Wir müssen die Blockade so organisieren, daß der Hunger und seine leibliche Schwester, die Pest, die Zivilbevölkerung dezimieren und in der kubanischen Armee zu einer hohen Sterblichkeit führen. Die Armee muß ständig als Vorhut und zur Erkundung eingesetzt werden, so daß sie sich zwischen zwei Feuern befindet und die schwersten und überraschendsten Schläge auf sie fallen. (...) Unsere Politik muß ständig in der Unterstützung der schwachen Seite gegen die starke bestehen, bis wir die Vernichtung beider feindlichen Seiten erreicht haben, und dann werden wir die Perle der Antillen annectieren.“⁵⁵

Das war 1898. In den zehn Jahren davor, war es nicht so selbstverständlich, das Land Lincolns als neue Vormacht zu sehen. José Martí erkannte klarer als viele andere seiner Zeit, daß hinter den Reden von der Freiheit nichts anderes als die Absicht der USA stand, die „Perle der Antillen“ zu annectieren. Er organisierte nicht nur den Kampf gegen die spanische Kolonialmacht, sondern schärfte das Bewußtsein gegen falsche Freunde und benannte die Bündnispartner: „Jeder Amerikaner Unseres Amerikas ist ein Kubaner, und wir auf Kuba kämpfen nicht allein für die menschliche Freiheit, nicht allein für das Wohlergehen, das unter einer Regierung der Eroberung und der Herrschaft der Korruption unmöglich ist, wir kämpfen nicht für das alleinige Wohl unserer geliebten Insel, deren bloßer Name uns schon erleuchtet, sondern wir kämpfen auf Kuba, um durch die Erringung unserer Unabhängigkeit auch die von ganz Spanisch-Amerika zu gewährleisten.“⁵⁶ Hier wird erneut deutlich, daß er in der Ablösung Spaniens als Kolonialmacht durch die USA mehr als einen bloßen Wechsel der Herren sah, sondern das Heranbrechen einer neuen Zeit. Er sah in der Besitznahme Kubas durch die USA die Besitznahme des ganzen Kontinents durch die USA. Noch in seinem letzten Brief vom 18. Mai 1895 an seinen mexikanischen Freund Mercado schreibt er:

„(...) durch die Unabhängigkeit Kubas rechtzeitig zu verhindern, daß sich die Vereinigten Staaten über die Antillen ausbreiten und mit der auf diese Weise ausgedehnten Macht in die Länder Unseres Amerikas einfallen. Was ich bisher tat und noch tun werde, tat ich in diesem Sinne. In der Stille mußte ich vorgehen,

55 José Lawrezki, José Martí, Soldat mit Feder und Gewehr, Berlin/DDR, 1983, S. 296
56 a.a.O. S. 252

gleichsam indirekt, denn es gibt Dinge, die im Verborgenen geschehen müssen, wenn sie gelingen sollen, und die, werden sie als das proklamiert, was sie sind, so große Schwierigkeiten bereiten, daß man kaum das Ziel erreichen würde.

Dieselben zweitrangigen und öffentlichen Rücksichten jener Völker, die wie das Ihre und das meine leidenschaftlich daran interessiert sind, zu verhindern, daß durch die Annexion seitens der Imperialisten⁵⁷ aus dem Norden und seitens der Spanier in Kuba jener Weg geöffnet wird, der versperrt werden muß und den wir jetzt mit unserem Blut versperren, den Weg der Annexion der Völker Unseres Amerika durch den in Aufruhr versetzten und brutalen Norden, der uns verachtet; dieselben Rücksichten hatten ihnen die ostentative Billigung und eindeutige Unterstützung dieses Opfergangs untersagt, den wir zu unserem unmittelbaren Wohl wie auch zu ihrem Wohl unternehmen. Ich habe in dem Ungeheuer gelebt und kenne seine Eingeweide: meine Schleuder ist die Davids (...)⁵⁸

Mit dem Sieg der Revolution ist Kuba ausgeschieden aus den fremdbestimmten Ländern Lateinamerikas. Insofern ist Kuba etwas Besonderes, und das ist nicht zu erklären ohne José Martí. Die Blockade Kubas wurde natürlich nach der Revolution noch mehr verschärft. Umso wichtiger ist der Umstand, daß Kuba standhaft seine und die Positionen José Martí's verteidigt und den „guten“ Ratschlägen seiner vermeintlichen Freunde nicht folgt. Aber genauso wie in der Endphase der spanischen Kolonialmacht über Kuba, freuen sich andere Imperialisten, die Blockade für sich auszunutzen. Genauso wie um die Jahrhundertwende der Kampf um die Neuaufteilung der Kolonien entbrannte, so geht es auch heute im Kampf um die „neue Weltordnung“, um nichts anderes. Vor diesem Hintergrund ist es natürlich erfreulich, wenn bei der UNO-Abstimmung 1994 nur noch zwei Länder dieser Erde – die USA und Israel – die Blockade gegen Kuba befürworten, denn die Blockade muß fallen. Doch das ist noch kein Grund zur Euphorie. Viele wittern nur ein Geschäft, sehen eine günstige Bedingung, den US-amerikanischen Konkurrenten in „seiner“ Hemisphäre auszustechen. Kuba andererseits ist angewiesen auf den Austausch von Waren, Rohstoffen, Technologie etc. In Martí-schem Sinne die Blockade zu bekämpfen, Kuba damit ein wenig Luft zu verschaffen, heißt neben der unmittelbaren Hilfe durch materielle Solidarität, Teilnahme an Arbeitsbrigaden auf Kuba, Vermitteln von Wissen über Kuba und dem Austausch von Erfahrungen darauf zu achten, was in unser Namen durch unsere Regierung und unsere Unternehmer an Beziehungen zu Kuba hergestellt wird. Das oft bemühte Beispiel, daß durch Beschlüsse der deutschen Bundesregierung die Milchpulverlieferungen an Kuba vertragsbrüchig

57 Original bei José Martí: "imperialistas"
58 a.a.O. S. 287

eingestellt wurden, zeigt, welche Aufgaben der Solidarität mit Kuba in unserem Land zu erledigen sind und daß es noch lange nicht reicht, daß unsere Regierung sich der Stimme für die Blockade enthält.

Biographische Daten im Überblick

Kuba

1853

28. Januar. José Julian Martí y Perez wird in Havanna geboren. Seine Eltern Mariano und Leonor sind Spanier, der Vater stammt aus Valencia, die Mutter von den Kanarischen Inseln.

1857-59

Zwei Jahre verbringt die Familie in Valencia (Spanien), wo der Vater vergeblich versucht, Fuß zu fassen.

1860

Ab Ende des Jahres besucht Martí das „Colegio San Anacleto“ (Havanna) und lernt dort Fermin Valdes Dominguez kennen.

1862

April-Dezember. Er lebt mit seinem Vater in Caimito del Hanabana, wo dieser als Zivilverwalter tätig ist, und José die Schrecken der Sklaverei zu Gesicht bekommt.

1865-67

José besucht die Mittel- und Oberschule und wird währenddessen von dem Dichter und Direktor der Schule Rafael Maria de Mendive gefördert und stark geprägt.

1868

26. April. Sein erstes veröffentlichtes Gedicht „A Micaela“, gewidmet Micaela Nin, Frau von Mendive, erscheint im Feuilleton „El Album“.

1869

19. Januar. Sein erster politischer Aufsatz wird in der einzig erschienenen Ausgabe von „El Diablo Cojuelo“ (Der hinkende Teufel) veröffentlicht.

23. Januar. Die von ihm geleitete Zeitschrift „La Patria Libre“ (Das freie Vaterland) erscheint mit seinem dramatischen Gedicht „Abdala“.

28. Januar. Mendive wird verhaftet, und muß ab Mai in die Verbannung nach Spanien.

Februar. Sein Sonett „I 10 Octubre“ (Der 10. Oktober) wird in der Zeitschrift „Siboney“ veröffentlicht.

9. Oktober. Martí wird verhaftet und am 21. Oktober in das Nationalgefängnis eingeliefert.

1870

4. März. Er wird zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt und befindet sich ab April als Zwangsarbeiter in den Steinbrüchen von San Lazaro.

Mai-Dezember. Seine Eltern erreichen, daß seine Strafe in Verbannung nach Spanien umgewandelt wird.

Spanien**1871**

15. Januar. Martí verläßt Kuba und kommt Anfang Februar in Madrid an.

April. Seine Broschüre „El presidio politico en Cuba“ (Der politische Kerker in Kuba) erscheint in Madrid.

31. Mai. Er schreibt sich als Schüler der freien Lehre in verschiedenen Fächern der Fakultät für Recht an der Universität von Madrid ein.

1872

Juli. Er trifft Fermin Valdes Dominguez wieder, der ebenfalls in spanischer Verbannung ist.

1873

15. Februar. Die politische Denkschrift „La Republica espanola ante la Revolucion Cubana“ (Die spanische Republik vor der Revolution in Kuba) erscheint als Reaktion auf die Ausrufung der spanischen Republik am 11. Februar.

Mai. Martí lebt in Zaragoza und studiert dort an der Universität für Literatur Sein Gedicht „A mis hermanos muertos el 27 de noviembre“ (An meine toten Brüder des 27. November) wird als Vorwort in Valdés Domínguez Buch zum gleichen Thema veröffentlicht.

1874

Juni-Oktober. Martí beendet seine Studien mit Examen in Zivil- und Kanonischem Recht, sowie in Philosophie und Geisteswissenschaften.

Mexiko**1874**

November-Dezember. Über Paris, New York und Havanna reist er nach Mexiko.

1875

10. Februar. Martí kommt in Mexiko-City an, trifft seine Familie wieder und lernt Manuel Mercado kennen.

März. Er arbeitet für die Zeitschrift „Revista Universal“ und wird ab Mai Redaktionsmitglied.

13. März. Seine Übersetzung von Viktor Hugo's „Meine Söhne“ wird in „Revista Universal“ abgedruckt.

19. Dezember. Sein Werk „Amor con amor se paga“ (Liebe vergilt man mit Liebe) wird in einem Theater von Mexiko-City aufgeführt.

1876

20. Februar. Er beginnt an der Zeitschrift „El Socialista“ mitzuarbeiten

Juni. Die „Sociedad Esperanza de Emplados“ (Gesellschaft Hoffnung der Arbeiter) ernennt Martí zu ihrem Vertreter auf dem 1. Arbeiterkongress des Landes in Mexiko-City (Seine Teilnahme ist in den Dokumenten des Kongresses nicht nachgewiesen).

7. Dezember. In „El Federalista“ erscheint seine Artikel gegen den stattfindenden Militärputsch.

29. Dezember. Nachdem General Porfirio Díaz in Mexiko-City einmarschiert ist und die Macht übernommen hat, verläßt Martí Mexiko.

Guatemala**1877**

Januar-April. Martí hält sich illegal in Havanna aufgeführt

April. In den ersten Tagen des Monats gelangt er in die Hauptstadt Guatemalas und beginnt kurze Zeit später an der „Escuela Normal“ Literatur zu unterrichten. Dort schreibt er das Theaterstück „Patria y libertad“ (Vaterland und Freiheit, ein 'Indo-Drama').

29. Mai. Martí wird zum Universitätsprofessor ernannt.

20. Dezember. Er heiratet in Mexiko-City Carmen Zayas Bazan. Dort wird auch seine Broschüre „Guatemala“ veröffentlicht.

Kuba**1878**

10. Februar. Mit dem Pakt von Zanjón endet der „Zehnjährige Krieg“

25. Februar. In der Universitätszeitschrift „El Porvenir“ (Die Zukunft) erscheint sein Artikel „Poesia dramatica americana“ (Dramatische Dichtkunst Amerikas)-

Juli-August. Martí reist nach Honduras und von dort nach Havanna.

Oktober. Er nimmt an den konspirativen Aktivitäten in den Vereinigten Staaten des „Comité Revolucionario Cibano“ mit Sitz in New York teil.

22. November. Sein Sohn José Francisco wird geboren.

1879

15. Januar. Martí wird Sekretär der Sektion Literatur am Lyzeum von Guanabacoa.

18. März. Auf einer Versammlung in Havanna wird Martí zum stellvertretenden Vorsitzenden des „Club Central Revolucionario“ gewählt.

1. Juni. Das „Comité Revolucionario Cubano“ ernennt ihn zum Subdelegierten auf Kuba.

25./25. August. Der sogenannte „Kleine Krieg“ unter Führung von General Calixto García gegen die spanische Kolonie beginnt.

17. September. Martí wird unter Anklage der Zusammenarbeit mit der Aufstandsbewegung festgenommen und im Laufe des Monats zum zweiten Mal in die Verbannung nach Spanien geschickt.

18. Dezember. Nach einer Flucht über die spanisch-französische Grenze gelangt er über Paris nach New York.

USA-Venezuela-Kuba

1880

9. Januar. Wenige Tage nach seiner Ankunft beschließt das „Comité Revolucionario“ in New York ihn als Mitglied und Sprecher aufzunehmen.

21. Februar. Martí wird Mitarbeiter der Zeitung „The hour“.

26. März. Er wird kommissarischer Vorsitzende des „Comité Revolucionario“ während der Reise des Vorsitzenden, General Calixto García nach Kuba.

1. August. Mit der Verhaftung Garcías in Kuba wird der Krieg erfolglos beendet.

1881

Januar. Martí reist von New York nach Caracas, Venezuela.

Juni. Er beginnt seine Mitarbeit bei der Zeitschrift „La Opinion Nacional“ (Die Meinung der Nation).

1. Juli. Die erste Ausgabe der von ihm gegründeten und geleiteten Zeitschrift „Revista Venezuela“ erscheint.

Juli. Unter dem Vorwurf der Einmischung in die inneren Angelegenheiten Venezuelas muß er das Land verlassen und kehrt nach New York zurück.

1882

Mai. Sein Gedichtband „Ismaelillo“ wird gedruckt.

15. Juni. Er verfaßt seine erste bekannte Korrespondenz für die argentinische Tageszeitung „La Nacion“.

20. Juli. Er bittet die Generäle Maximo Gómez und Antonio Maceo, die Organisation einer Unabhängigkeitsbewegung zu unterstützen.

1883

März. Martí schreibt in „La Nacion“ einen Artikel zum Tod von Karl Marx.

12. Mai. Er wird Redakteur bei „La America“, New York.

1884

20. Oktober. Er trennt sich von Gómez und Macio, mit denen er seit deren Ankunft in New York zusammen gearbeitet hat.

1885

Unter dem Pseudonym Adalaida Ral veröffentlicht er seine Novelle „Amistad funesta“ (Unheilvolle Freundschaft) in der Zeitschrift „El Latino Americano“.

1885-1886

Als Korrespondent von „La nacion“ in Buenos Aires und „El Partido Liberal“ in Mexiko schreibt er Beiträge über die innenpolitische Situation der Vereinigten Staaten.

1887

16. April. Martí wird zum Konsul von Uruguay ernannt.

30. November. Zur Stärkung der revolutionären Aktivitäten unter den Emigranten und auf Kuba wird Martí zum Vorsitzenden einer Exekutivkommission gewählt.

1889

25. März. In der New Yorker Tageszeitung „The Evening Post“ erscheint seine „Vindication a Cuba“ (die Verteidigung Kubas).

Juli. Die erste Ausgabe der „La Edad de Oro“ (Das goldene Zeitalter) erscheint..

1890

1. Januar. In der „La Revista Ilustrada de Nueva York“ erscheint sein Essay „Nuestra America“.

24. April. Er wird zum Konsul Argentiniens in New York ernannt und sechs Tage später noch mit der Vertretung der konsularischen Interessen Paraguays betraut.

August. Martí befindet sich zur Erholung in den Bergen „Catskill“ und verfaßt dort die später in dem Buch „Versos sencillos“ (Einfache Verse) zusammengefassten Gedichte.

1891

11. Oktober. Er tritt von seinen konsularischen Ämtern für Argentinien, Uruguay und Paraguay zurück.

26./27. November. Anlässlich der Gründung der „Patriotischen Junta“ in Tampa, Florida hält Martí dort Vorträge.

1892

5. Januar. Die Grundsätze und Statuten der „Partido Revolucionario Cubano“ (PRC) werden unter Teilnahme von Martí in Key West, Florida beschlossen.

14. März. Die erste Ausgabe der von ihm gegründeten Parteizeitung „Patria“ erscheint mit einem Grundsatzartikel von Martí.

8. April. Er wird zum Delegierten der PRC gewählt.

10. April. Die Partei wird in Key West, Tampa und New York öffentlich vorgestellt.

3. Juli. Martí unternimmt die erste von zahlreichen Reisen zur Intensivierung der revolutionären Arbeit in den Zentren der Emigrantenbewegung.

11. September. Er trifft in La Reforma, Dominikanische Republik Maximo Gómez, der den Oberbefehl im Krieg übernehme soll.

1893

Juli. Er trifft sich mit Antonio Maceo in Costa Rica, nachdem er einige Tage zuvor mit Maximo Gómez in Montecristi konferiert und dort zusammen mit ihm die Einheit der politischen und militärischen Führung des Unabhängigkeitskampfes im „Manifest von Montecristi“ festgelegt hatte.

1894

8. April. Gómez und Martí treffen sich in New York.

Juni. Er reist zwecks konkreter Kriegsvorbereitungen zu Treffen mit Antonio und José Maceo sowie General Flor Crombert nach Costa Rica.

8. Dezember. Zusammen mit Comandante Enrique Collazo und Oberst José Maria Rodríguez als Vertreter von Gómez unterzeichnet Martí den Plan für den Aufstand.

1895

29. Januar. Trotz vorheriger Beschlagnahme der drei Kriegsschiffe im Hafen von Fernandina, Florida wird die Anordnung zum Aufstand nach Kuba geschickt.

7. Februar. Martí trifft sich mit Gómez in Montecristi.

24. Februar. Der Unabhängigkeitskrieg in Kuba beginnt.

25. März. Martí unterzeichnet zusammen mit Gómez das „Manifest von Montecristi“.

11. April. Nach zahlreichen Zwischenfällen gelingt ihnen zusammen mit dem General Francisco Borrero, dem Oberst Angel Guerra, César Salas und Marcos del Rosario die Landung in Playita, Kuba.

15. April. Martí wird zum Generalmajor ernannt.

19. Mai. Er stirbt in seinem ersten bewaffneten Kampf.

Bücher und Artikel über José Martí

José Martí Leben und Dichtung	1962	Schnelle, Kurt Sinn und Form 3/62, Berlin, DDR
José Martí	1975	Dill, Hans-Otto Aufbau-Verlag, Berlin und Weimar, DDR Sieben Aufsätze zur lateinamerikanischen Literatur
José Martí Apostel des freien Amerika	1981	Schnelle, Kurt Urania-Verlag, Leipzig-Jena-Berlin, DDR
José Martí Soldat mit Feder und Gewehr	1983	Lawretzki, Josef Verlag Neues Leben, Berlin, DDR
José Martí „Hoy“	1985	Weltkreisverlag, Dortmund, BRD
José Martí Mit Feder und Machete	1986	Dill, Hans-Otto Verlag Rütten und Loening, Berlin, DDR
Martí über Marx	1995	Raúl Fonet-Betancourt Concordia 27
José Martí, literario	1995	Martin Franzbach Concordia 27
José Martí Eine Kurzbiographie	1995	Roberto Fernández Retamar unveröffentlichtes Manuscript

Nachbemerkung zu den Dokumenten

Die im Dokumentarteil abgedruckten Auszüge aus Originaltexten José Martí's stammen aus dem Zeitraum zwischen José Martí's Ankunft in Mexiko 1875 und dem Jahr 1895, wenige Wochen vor seinem Tode.

Aus der schier unüberschaubaren Fülle seines Werkes – die kubanische Gesamtausgabe umfaßt 18 Bände – wurde versucht, eine repräsentative Auswahl auf wenigen Seiten zu treffen.

Die indianischen Ruinen entstanden, nachdem Martí aus der spanischen Verbannung 1871-74 nach Lateinamerika zurückgekehrt war. Für ihn war die Konfrontation mit dem Erbe der alten indianischen Kulturen der Mayas, Chibchas, Cumanagotos und vielen anderen mehr eine Entdeckung; denn die Spuren der indigenen Völker Kubas waren von den spanischen Konquistadoren Jahrhunderte zuvor ausgerottet worden. Der Stolz auf die „eigene, amerikanische Antike“, wie er in die indianischen Ruinen zum Ausdruck kommt, wurde zum Leitthema vieler seiner Texte, und trug entsprechend zu der Forderung nach dem Selbstbewußtsein eines „Nuestra America“ in Abgrenzung von den USA und Europa bei. Diese alten Hochkulturen sind ein Erbe, das in Europa bis auf die heutigen Tage viel zu wenig zur Kenntnis genommen wurde.

Ganz anders **Der Sozialkrieg von Chikago**, jene, für die Zeitung „La Nacion“ aus Buenos Aires geschriebene Reportage über die Heymarket-Affaire von Chikago, dem ersten großen Klassenjustiz-Skandal der USA im Jahre 1887. Hier beweist Martí seine Fähigkeit zur schnellen und kühlen, aber leidenschaftlichen Analyse eines modernen Justizmordes, wie auch der sozialistischen und anarchistischen Bewegung in den Industriemetropolen Nordamerikas. Der Heymarket-Affaire, die analog den Bismarck'schen Sozialisten-Gesetzen die Abrechnung mit der jungen Arbeiterbewegung ankündigte, wurde seinerzeit auch von den europäischen Sozialisten sehr aufmerksam verfolgt und beschrieben, wie z.B. von Karl Marx. Bei aller klaren Parteinahme gegen das blinde Wüten der Klassenjustiz verliert Martí doch nicht die Unzulänglichkeiten der Verurteilten aus dem Auge.

Der Brief **Die Verteidigung Kubas**, adressiert an den Direktor der „Evening Post“ ist eine vehemente Entgegnung auf einen verleumderischen Artikel über Kuba und das kubanische Volk. Er wurde ebenfalls während seiner Zeit in den USA, 1889 geschrieben. Martí weist die kolonialistisch-rassistischen Vorurteile gegenüber dem kubanischen Volk, das um seine Befreiung kämpft, nicht nur zurück. Er schmiedet die Verteidigung Kubas in eine brennende Anklage gegen die expansionistischen Gelüste des „Koloß des Nordens“ um.

Mit der **Rede mit allen für alle**, gehalten an einer kubanischen Schule in Tampa im Jahre 1891, wendet sich Martí direkt an das kubanische Volk. Es ist überliefert, daß

Martí ein begnadeter Redner war, zu seinen frühesten Anhängern zählten auch die des Lesens oft unkundigen Exilkubaner in den Zigarrenmanufakturen Floridas, die er durch die direkte Rede aufrüttelte. Die Rede „Mit allen für alle“ nimmt dabei eine Schlüsselrolle ein. Sie war bahnbrechend für die Vereinigung der Vereine der Zigarrendreher zum Aufbau der Revolutionären Partei Kubas. Martí entwirft in seiner Rede die Vision einer freien und gerechten zukünftigen kubanischen Gesellschaft, deren Keim im blutigen und entbehrungsreichen Befreiungskampf bereits am Heranreifen war. Er verkündet darin einen Teil seines Programms wonach der Befreiungskampf Kubas weit mehr ist als der Wechsel von der spanischen zu einer anderen kubanischen Herrschaftsform, wonach „wir (...) nicht bloß neue Formen suchen“, sondern, das Ziel der Kämpfe ein neuer Inhalt der Gesellschaft sein muß, der soziale Gerechtigkeit für die Schwachen zu garantieren vermag.

Das **Manifest von Montecristi**, wenige Wochen vor seinem Tod, im März 1895 geschrieben, wird oft als das Vermächtnis José Martí's betrachtet. Es ist zunächst der unmittelbare Aufruf zum Befreiungskrieg gegen die Spanier. Es ist zugleich eine Warnung vor den Gefahren, die im Verlauf des Kampfes drohen werden, und ein Appell, sich nicht zu „unbedachtem Heldentum hinreißen“ zu lassen. Wieder umreißt Martí die Grundpfeiler seines politischen Gedankenguts: Die Volksbildung, den Kampf gegen Sklaverei und Rassismus, den bevorstehenden Kampf gegen die neue Hegemonialmacht USA, das klare Eintreten für die breiten Massen des einfachen Volkes, aber auch das Wissen um die wirklich welthistorische Bedeutung dieses Krieges auf Kuba, „am Kreuzungspunkt der Welt“. Das Manifest von Montecristi ist von Martí und von M. Gómez unterzeichnet. Hierin, so sei abschließend bemerkt, drückt sich auch die praktische Überzeugungskraft Martí's aus, einen Bündnispartner, wie dem vormals nicht gerade als volksnah zu bezeichnenden General M. Gómez zu derart weitgehenden Positionen zu bewegen.

de sus principios y el deseo de los pueblos, por de Dios, de
cedir el destino del mundo y la humanidad, no de la tiranía
esclavil y la desecación inhumana. Hoy, al proclamar desde el
punto de vista de la conciencia el deber y la dignidad
que produce en el hombre y eleva al gobierno a
y humanitario, sea que se trate con más el pueblo
de Cuba, inalienable e indivisible. Sean de los que
como que se ayude a los pueblos, no de los que
fueron, sino que se ayude a los que
y al honor, que sea de los que se ayude a los que
y al honor, que sea de los que se ayude a los que
Y al declarar esto, en nombre de la patria, y de la
ante ella y ante el mundo, en nombre de la
otra historia de los que se ayude a los que
declaración por la irreversibilidad de la
de la revolución cubana, el día 1 de enero del 1959.
Revolucionarios Cubanos, desde el día 1 de enero y
por guerra activa, y el Ejército y el Poder en
por todos los intereses activos de la
Monteón, 20 de mayo de 1959

Frederick

J. C. G. G.